

APuZ

Aus Politik und Zeitgeschichte

16–19/2011 · 18. April 2011



Sport und Teilhabe

Daniel Küchenmeister · Thomas Schneider
Sport ist Teilhabe!

Jürgen Mittag
Sport und Protest

Daniela Schaaf · Jörg-Uwe Nieland
Medienpräsenz von Sportlerinnen –
Emanzipation oder Sexualisierung?

Simone Wörner · Nina Holsten
Frauenfußball – zurück aus dem Abseits

Gertrud Pfister
200 Jahre Turnbewegung – von der Hasenheide bis heute

Sabine Radtke
Inklusion von Menschen mit Behinderung im Sport

Editorial

Am 26. Juni dieses Jahres wird in Sinsheim und Berlin die sechste „FIFA Frauen-WM“ angepfiffen. Drei Wochen lang werden der Frauenfußball und seine Protagonistinnen so stark in der Öffentlichkeit stehen wie noch nie zuvor in Deutschland. Viele hoffen gar auf eine Fortsetzung des „Sommermärchens“ 2006, als die Weltmeisterschaft der Männer eine landesweite Euphorie auslöste. Dabei ist es gerade einmal 40 Jahre her, dass der Deutsche Fußball-Bund (DFB) Frauen offiziell gestattete, unter seinem Dach gegen das runde Leder zu treten: Von 1955 bis 1970 galt in westdeutschen Fußballvereinen Spielverbot für Frauen.

Die Entwicklung des Frauenfußballs spiegelt in gewisser Weise die gesellschaftlichen Veränderungen durch die Frauenbewegung wider. Doch auch noch immer vorhandene Defizite zeigen sich sehr deutlich, etwa wenn man die Gehälter von Fußballerinnen und Fußballern vergleicht oder die Präsenz von Frauen und Männern in der Sportberichterstattung sowie die Art ihrer medialen Darstellung. Andererseits: Warum sollte ausgerechnet der Sport weiter sein als die Gesellschaft, die ihn trägt?

Es wäre vermessen, vom Sport zu erwarten, dass er Antworten auf die großen gesellschaftspolitischen Fragen liefert. Aber Sport, vor allem der Breitensport, verfügt über besonderes integratives Potenzial und kann dazu beitragen, dass mehr Menschen an der Gesellschaft teilhaben und sich über sportliches Engagement zum Beispiel in Vereinen einbringen, Verantwortung für sich und andere übernehmen, Fair Play und Teamwork einüben, den Wert von Unterschiedlichkeit erkennen und über das gemeinsame Sporttreiben Toleranz lernen. Umso wichtiger ist es, möglichst vielen Kindern und Jugendlichen die Ausübung einer Sportart im Verein zu ermöglichen.

Johannes Piepenbrink

Sport ist Teilhabe!

Essay

Wenn in diesem Sommer die Frauenfußball-WM in Deutschland stattfindet, wird auch das Thema der gesellschaftlichen Eman-

Daniel Küchenmeister
Geb. 1956; Historiker, Publizist und Kurator, Organisator diverser Ausstellungen und Veranstaltungen zur Sportgeschichte, Berlin.
kuechenmeister-daniel@t-online.de

Thomas Schneider
Dr. phil., geb. 1970; Kulturwissenschaftler und Publizist, Kurator und Autor verschiedener Ausstellungen und Veröffentlichungen zur Sportgeschichte, Berlin.
trschneider@gmx.de

zipation von Frauen im und durch den Sport in den Fokus rücken.¹ Wenn außerdem – nur wenige Tage vor dem Eröffnungsspiel am 26. Juni 2011 – mit dem Jahrestag der Errichtung des ersten öffentlichen Turnplatzes durch Friedrich Ludwig Jahn in der Berliner Hasenheide im Jahre 1811 die Turnbewegung ihr 200-jähriges Bestehen feiert, kann der organisierte Sport in Deutschland auf eine lange und bewegte Geschichte zurückblicken.² Zusammen bieten beide Anlässe Gelegenheit, die Rolle des Sports in der Gesellschaft grundsätzlich zu erörtern.

Sport ist und war zu allen Zeiten Abbild und Motor gesellschaftlicher Prozesse sowie Kultur bildender Faktor, wobei er in den verschiedenen Phasen seiner Entwicklung unterschiedliche Ausprägungen erfahren hat, aber immer in wechselseitiger Beziehung zu den komplexen politischen, ökonomischen, sozialen, gesellschaftlichen und kulturellen Verhältnissen steht. Inzwischen scheint er in der Mitte der Gesellschaft angekommen zu sein: Nicht zufällig sprach Thomas Bach, der Präsident des Deutschen Olympischen Sportbundes (DOSB), anlässlich des 20. Jahrestags der Deutschen Wiedervereinigung von der „prägenden Symbolkraft“ des Sports, fordert der Präsident des Deutschen Turner-Bundes (DTB) Rainer Brechtken, Bewegung als Bildung zu begreifen, oder wünscht sich Theo Zwanziger, der Präsident des Deutschen Fußball-Bundes (DFB), einen „werteorientierten Fußball“. Dabei stellt

sich in einer sich wandelnden Gesellschaft die Frage, vor welchen Forderungen und Herausforderungen der Sport und seine Akteure jetzt und in Zukunft stehen, um aktiv ihrer Verantwortung in der Gesellschaft gerecht zu werden und im und durch den Sport Zukunftsperspektiven zu schaffen.

Denn umgekehrt ist die Gesellschaft auch mitten im Sport angekommen, schließlich sollen alle relevanten gesellschaftlichen Probleme wenn nicht vom Sport gelöst, so doch mindestens im Sport abgehandelt werden. Die Probleme und Bruchstellen einer Gesellschaft, die unter dem zunehmenden Druck einer globalisierten und medialisierten Welt immer mehr Verwerfungen aufweist, zeigen sich auch – und teilweise vielleicht gerade – im Sport. Ob sich auch deren Lösungen hier zuerst finden lassen, ist eine andere Frage: In erster Linie handeln der Sport und seine Akteure innerhalb der Rahmenbedingungen und Erfordernisse, die der Sport selbst setzt. Darüber hinaus agieren sie aber als mehr oder weniger bewusste gesellschaftliche Akteure unter sich wandelnden Bedingungen.

Beispiel Fußball

Als im Oktober 2010 die Errichtung der „Manuel Neuer Kids Foundation“ bekannt gegeben wurde, eine Stiftung, mit der der Schalke- und Nationalmannschafts-Torwart sozial schwache Kinder im Ruhrgebiet unterstützt, war die öffentliche Aufmerksamkeit vergleichsweise gering. Dabei ist das Engagement des jungen Fußballprofis bemerkenswert, bezieht sich der Stiftungszweck doch ausdrücklich auf das örtliche Umfeld des Spielers und noch dazu auf ein Thema, das im öffentlichen Diskurs häufig eine untergeordnete Rolle spielt. Manuel Neuer begründet seine Initiative so: „Ich weiß, dass ich zu den Privilegierten zähle und Glück in meinem Leben habe. Davon möchte ich etwas zurückgeben. Mit meiner Stiftung will ich der sozialen Verantwortung gerecht werden. Und

¹ Mit einem breiten Ansatz widmete sich diesem Thema auch die am 12. 10. 2010 in Potsdam von der Friedrich-Ebert-Stiftung veranstaltete Tagung „Emanzipation und Fußball“. Ein Dokumentationsband zur Tagung erscheint in Kürze im Panama Verlag Berlin.

² So auch geschehen auf dem Symposium „Berlin bewegt. Historische Wegmarken und die gesellschaftliche Verantwortung des Sports“, das am 18./19. 11. 2010 in Berlin stattfand.

zwar in meiner Stadt. Meine Heimatstadt Gelsenkirchen belegt in einer unrühmlichen Statistik einen Spitzenplatz. Nahezu jedes vierte Kind leidet unter Armut.“ Warum ist diese Initiative in der Öffentlichkeit so wenig bekannt?

Laut einer Anfang 2011 veröffentlichten Studie der Bertelsmann-Stiftung zu sozialer Gerechtigkeit belegt Deutschland im internationalen Vergleich lediglich einen Rang im unteren Mittelfeld. Die größten Defizite gibt es beim Zugang zu Bildung und Arbeit sowie bei der Vermeidung von Armut, vor allem der Kinderarmut. Jedes neunte Kind in Deutschland wächst in armen Verhältnissen auf. Soziale Gerechtigkeit definiert die Studie als Teilhabegerechtigkeit, wobei dem Staat die Aufgabe des sozialen Ausgleichs als Gewährleistung von Teilhabechancen zukommt.[¶]

Leistungsträger wie Manuel Neuer nutzen ihr großes Ansehen und ihr nicht minder großes Einkommen, um wohltätige oder gesellschaftliche Anliegen zu unterstützen. Auch Sportvereine und -verbände werden sich zunehmend ihrer sozialen Verantwortung bewusst und verstärken ihr gesellschaftliches Engagement – allen voran im Fußball. Selbstverständlich spielen auch andere Sportarten eine Rolle, und es wäre berechtigt, sie in den Mittelpunkt zu rücken. Aber Fußball ist nun einmal zu einem Massen- und Medienspektakel geworden, das in Deutschland so viele Menschen anlockt wie keine andere Sportart – sei es als Zuschauer oder Aktive in einer der vielen Ligen oder im Freizeitfußball.

Der DFB, mit 6,7 Millionen Mitgliedern größter Einzelsportverband der Welt, ist nicht nur seit Jahrzehnten karitativ und humanitär aktiv, sondern mischt sich in historisch gereiftem Wissen um seine gesellschaftliche Verantwortung, auf der Grundlage eines zunehmend differenzierten Bildes von der eigenen Geschichte und mit dem ohnehin vorhandenen Gewicht seiner Popularität in den vergangenen Jahren immer wieder in die öffentlichen Debatten um gesellschaftliche, soziale und ethisch-moralische Fragen ein – teilweise auf eigene Initiative, teilweise erst auf anhaltenden politischen oder medialen Druck, aber stets unter wohlwollender oder kritischer Beobach-

tung einer aufmerksamen Öffentlichkeit. Zu nennen sind die grundlegenden Fragen, denen sich der DFB im Nachgang zu seinem 100-jährigen Jubiläum im Jahre 2000 sowie in Vorbereitung auf die Fußball-WM 2006 in Deutschland stellen musste und stellte: Hierzu zählen die Aufarbeitung der eigenen Geschichte in der sogenannten Havemann-Studie,[¶] welche die Verstrickung und die aktive Rolle des Verbandes im System des „Dritten Reiches“ untersuchte, die Positionierung gegen rassistische und antisemitische Tendenzen in den Stadien, zahlreiche Projekte zu Themen wie Integration, Antidiskriminierung und Fairplay sowie Maßnahmen gegen Gewalt, Rassismus und Ausländerfeindlichkeit.

Im November 2009 wurde DFB-Präsident Zwanziger hoch gelobt für seine viel beachtete Rede auf der Trauerfeier für den Nationalspieler Robert Enke, der unter Depressionen gelitten hatte, in der er den Umgang mit dieser Krankheit in unserer Leistungsgesellschaft kritisch ansprach. Kurz darauf aber wurde es manchem schon etwas zu viel des Guten, als Zwanziger sich auch noch dem Problem der Diskriminierung von Homosexuellen im Sport zuwandte und sich schließlich in der Affäre um Schiedsrichterobmann Manfred Amerell, der einen jüngeren Schiedsrichter sexuell genötigt haben soll, medial und moralisch zu verzetteln schien. Der Fußball war plötzlich für alles zuständig, er war gleichermaßen übermächtig wie überfordert.

Mit seiner jüngsten, im Rahmen des DFB-Bundestags im Oktober 2010 beschlossenen Initiative versucht der Verband nun als Reaktion auf die vielfältigen gesellschaftspolitischen Herausforderungen, seine sozialen Aktivitäten unter dem Schlagwort „Nachhaltigkeit“ zu koordinieren. Interessanterweise wurde der DFB seinerseits 2009 mit dem Sonderpreis des Deutschen Nachhaltigkeitspreises für sein herausragendes Engagement für Integration und Jugendarbeit ausgezeichnet, womit beispielsweise das Projekt „Tausend Bolzplätze“ oder das Konzept der mobilen Ausbildungszentren gewürdigt wurden.

Mit dem Projekt „Green Goal“ zur WM 2006 ging der Verband auch einen ersten

[¶] Vgl. Bertelsmann-Stiftung (Hrsg.), Soziale Gerechtigkeit in der OECD – Wo steht Deutschland?, Gütersloh 2010.

[¶] Vgl. Nils Havemann, Fußball unterm Hakenkreuz. Der DFB zwischen Sport, Politik und Kommerz, Frankfurt/M. 2005.

Schritt in Richtung ökologischer Ausrichtung, was öffentlich jedoch kaum wahrgenommen wurde und grundsätzlich die Frage aufwirft, ob sich nachhaltiges, umweltbewusstes Wirtschaften überhaupt mit Großereignissen wie Fußballweltmeisterschaften vereinbaren lässt. In Fortsetzung dieses ambitionierten Umweltprogramms hat auch das Organisationskomitee der Frauenfußball-WM 2011 gemeinsam mit dem Öko-Institut und gefördert durch die Deutsche Bundesstiftung Umwelt ein entsprechendes Konzept entwickelt.

Dem Dachverband der unangefochtenen Sportart Nummer eins in Deutschland geht es insgesamt aber auch darum, die eigenen gemeinnützigen und gesellschaftspolitischen Initiativen besser zu vernetzen. Dass in der DFB-Spitze ein entsprechendes Problembewusstsein vorhanden ist, belegt die Position seines Präsidenten: „Es gibt auch soziale Verwerfungen. Wir haben in unserem Land auf der einen Seite wachsenden Reichtum und auf der anderen Seite zunehmende Armut. Und an sozialer Gerechtigkeit zu arbeiten, das muss unsere gemeinsame Aufgabe sein, damit die Kluft zwischen Arm und Reich nicht zu weit auseinandergeht. Wir müssen die Balance wahren. Auch hier hat der Fußball Verantwortung und steht vor Herausforderungen.“^{f5}

Sport für alle

Seit Sport als eigenständiges Teilsystem unserer Gesellschaft existiert und sich immer weiter entwickelt hat, erfasst er immer breitere Kreise der Bevölkerung. Seit der Aufklärung ist das Betreiben von Leibesübungen nicht länger ausschließlich exklusiver Zeitvertreib gehobener Schichten, sondern steht prinzipiell allen zur Verfügung. Seinem Wesen und der Überzeugung „Turnvater“ Jahns nach – der mit seiner ursprünglich patriotisch ausgerichteten Bewegung nicht zuletzt auf das Engagement des Staatsbürgers für das Gemeinwesen abzielte – sollte das Turnen öffentlich sein in dem Sinne, dass es für alle Altersgruppen und sozialen Schichten offen ist (zu seiner Zeit allerdings noch nicht für Frauen). Freilich war und ist die Einbeziehung der Bevölkerung in

^{f5} Zit. nach: Daniel Küchenmeister/Thomas Schneider, „Fußball – ein Projekt gelebter Einheit“. Interview mit DFB-Präsident Theo Zwanziger, in: Deutschland Archiv, (2010) 5, S. 778–787.

das gesellschaftliche Teilsystem Sport genauso wenig vollständig wie in andere Teilbereiche.^{f6}

Der breit angelegte Aktionsplan „Sport für alle“, der am 2. Juli 2009 vom Deutschen Bundestag beschlossen wurde, soll unter anderem die bessere Integration von zugewanderten Menschen in die Sportvereine fördern und vor allem die gesellschaftliche Bedeutung des Sports stärken. Derzeit ist der organisierte Sport mit einer Million Vorstandsmitgliedern sowie 1,1 Millionen Trainern, Übungsleitern und Schiedsrichtern der quantitativ bedeutsamste Träger bürgerschaftlichen Engagements in Deutschland – allerdings scheinen diese Zahlen aus verschiedenen Gründen rückläufig zu sein. Laut Sportentwicklungsbericht 2007/2008 des Bundesinstituts für Sportwissenschaft und des DOSB sind die gegenwärtigen Hauptprobleme der Sportvereine die Gewinnung und Bindung von ehrenamtlichen Funktionsträgern. Im Vergleich zu 2005 gab es hierbei einen Rückgang um etwa 20 Prozent, während die Arbeitsbelastung der Aktiven um 13 Prozent auf monatlich 17,6 Stunden anstieg. Das Engagement im Verein wird mit einer jährlichen Wertschöpfung von 6,6 Milliarden Euro beziffert.

Aber noch weit darüber hinaus ist der Sport Träger, Förderer und Instrument gesellschaftlichen Engagements, was sich in vielfältigen Aktivitäten nicht nur von Vereinen, sondern auch beispielsweise von Stiftungen zeigt, welche die integrierende, gesundheitsfördernde, pädagogische oder auch kommunikative Kraft des Sports in ihrer Förderarbeit nutzen. Alles das macht den Sport zu einem bedeutenden zivilgesellschaftlichen Akteur und wesentlichen sozialen Faktor, der kaum zu unterschätzende gesellschaftliche Bindungskräfte freisetzt. Aus diesem Grunde muss der Sport verstärkt eine Vorstellung davon entwickeln, wie er seine Stellung festigen und ausbauen sowie den Herausforderungen bei der Bewältigung gesamtgesellschaftlicher Aufgaben von Staat, Markt und Zivilgesellschaft in Deutschland begegnen will.^{f7}

^{f6} Vgl. Ilse Hartmann-Tews, Sportentwicklung in Europa unter Einbeziehung von Frauen, in: APuZ, (2004) 26, S. 31–38.

^{f7} Die Notwendigkeit einer engagementpolitischen Konzeption der Fußballverbände und -vereine diskutiert Sebastian Braun, Die schönste Nebensache der Welt im Bildungsppluralismus. Thesen zum Vereins-

Der Sport muss idealerweise seine Rolle im Ensemble der Kooperationspartner einer neuen Bürgerlichkeit definieren, die umfangreiche Unterstützung von staatlicher Seite legitimieren und die partnerschaftliche Zusammenarbeit mit anderen gesellschaftlichen Akteuren unter veränderten Rahmenbedingungen ausgestalten. Dabei muss er sich auch weiter in Richtung anderer, vielleicht noch nicht in Betracht gezogener Handlungsräume, Betätigungsfelder und Mitspieler bewegen, nicht zuletzt in Richtung der privaten Wirtschaft, um auf dem Wege der *Corporate Social Responsibility* engagierter Unternehmen neue Ressourcen zu erschließen.

In einer Liga mit Wohlfahrtsverbänden und Kirchen als bedeutenden sozialen Trägern spielt der Sport schon lange. Bereits seit 1965 gibt es einen verbindlichen Austausch sowie seit 1975 die gemeinsamen Spitzengespräche „Kirche und Sport“, in denen die beiden großen Kirchen auf der einen und der DOSB auf der anderen Seite gesellschaftspolitische Themen und Positionen austauschen. 2007 veröffentlichte die „Gemeinsame Kommission Kirche und Sport“ das Ideenheft „Gemeinsam Gesellschaft gestalten“. Dass es darin um mehr als nur hehre Anliegen und fromme Wünsche geht, zeigen die beschriebenen Projekte sowie die Erkenntnis: „Kirche und Sport sind in der Gesellschaft tief verwurzelt, sie machen Angebote und verfügen über Räume, in denen sich Menschen unterschiedlicher Nationalität, Religion, Kultur, sozialer Herkunft oder Hautfarbe begegnen können.“ Unter dem Titel „Zum Wohl der Menschen und der Gesellschaft“ folgte 2009 ein gemeinsames Grundsatzpapier.

Sport ist mehr

Mehr als nur ein weiterer Partner ist das Bildungssystem. Immerhin beginnt sich langsam die Erkenntnis durchzusetzen, dass Schule und Sport nicht notwendig in Konkurrenz zueinander zu sehen sind. So veröffentlichte der DOSB im Jahre 2008 das Grundsatzpapier „Chancen der Ganztagsförderung nutzen“, das den Vereinen Ängste nehmen und auf die Chancen hinweisen soll, welche die Ganztagsförderung an den Schulen gerade für den

und verbandsorganisierten Fußball als zivilgesellschaftlichem Mitspieler, in: *Forschungsjournal Neue Soziale Bewegungen*, (2010) 23, S. 63–72.

organisierten Sport bietet. Doch noch darüber hinaus sollte Sport als elementarer Teil von Bildung, ja als Bildung selbst begriffen werden.

Auch die Vermittlung von sozialen Kompetenzen ist hier an herausragender Stelle zu nennen, erfordern doch die zahlreichen Handlungsoptionen in einer multikulturellen und von mannigfaltigen sozialen Milieus geprägten Bürgergesellschaft zunehmend Fähigkeiten, die – nebenbei oder gezielt – im Rahmen und am Rande sportlicher Aktivitäten eingeübt werden können. Wer in einem Verein aktiv ist, erfährt, erlebt und ermöglicht für sich und andere den Mehrwert des Sports in Hinblick auf Integration, Sozialisation, Demokratie, Gesundheit, Ökonomie und dergleichen mehr. Im Sport werden die soziokulturellen Grundlagen der Gesellschaft, ihre Wertvorstellungen, Umgangsformen und sozialen Netze permanent revitalisiert. Darüber hinaus schafft er eine Vielzahl und Vielfalt an Gelegenheiten zur Mitentscheidung und -gestaltung und trägt somit zur sozialen Integration von benachteiligten Menschen und mittels Symbolen, Ritualen und Inszenierungen zum gesellschaftlichen Zusammenhalt bei (erinnert sei etwa an den Fähnchen schwenkenden Party-Patriotismus bei der Fußball-WM 2006). Und der Bedarf an der Bereitstellung dieser Ressourcen wächst angesichts der aktuellen gesellschaftlichen Herausforderungen.

Vor dem Hintergrund der im Spätsommer 2010 aufbrechenden Debatte fand gerade das Thema Migration und Integration großen medialen Widerhall. Es nützt wenig, marktschreierisch die integrative Kraft des Fußballs zu beschwören und den jungen Nationalspieler Mesut Özil als neuen Messias einer multikulturellen Gesellschaft zu verklären. Genauso wenig hilft es aber, die Bemühungen des DFB pauschal als Luftblase zu diskreditieren oder so zu tun, als dienten sämtliche Maßnahmen allein der Imagepflege. Demgegenüber sind der seit 2007 verliehene Integrationspreis, die Ernennung einer Integrationsbeauftragten und viele unterstützte Programme und Projekte mehr als nur symbolische Akte, auch wenn auf der anderen Seite immer noch genug zu tun bleibt und es auch an Ideen nicht mangelt: Beispielsweise wäre eine Bildungsoffensive denkbar oder verstärktes Engagement in präventiver Arbeit wie die Umsetzung eines Moduls zur interkulturellen Sensibilisierung in der Trainerausbildung.

Das gesellschaftliche Engagement des Sports und seiner Akteure, seiner Vereine und Verbände ist ohne Alternative, der angestoßene Prozess unumkehrbar und die zunehmende Übernahme von sozialer Verantwortung nicht hintergebar. Dafür sprechen – und dafür sorgen – schon die vielfältigen Facetten des gesellschaftlichen Wandels, der sich derzeit vollzieht.

Möglichkeiten, wie der Sport dem begegnen könnte, gibt es viele. Zu denken wäre etwa an neue Angebotsstrukturen, die dem demografischen Wandel Rechnung tragen – dies umso mehr, als sich allmählich die Erkenntnis durchzusetzen beginnt, dass sich dieser nicht erst in ferner Zukunft, sondern bereits gegenwärtig vollzieht und auswirkt. Ebenfalls sinnvoll schiene auch eine verstärkte Zusammenarbeit von Sportvereinen und -verbänden mit kommunalen und staatlichen Stellen. Es kommt darauf an, sozialraumorientiert und lebensweltbezogen Menschen, die am Rand der Gesellschaft stehen oder ins soziale Abseits zu geraten drohen, zu fördern, zu befähigen und zu ermächtigen – damit Handlungsräume eröffnet sowie soziale und kulturelle Armutbarrieren überwunden werden können, und damit Teilhabe in gesellschaftlich relevanten, subjektiv bedeutsamen Lebensbereichen und Teilsystemen gelingen kann, zu denen selbstverständlich eben auch der Sport gehört.

Teilhabe durch Sport

Seit die Verbesserung, die Erhaltung oder die Wiedererlangung der körperlichen Leistungsfähigkeit und der eigenen Gesundheit als potenzielles Ziel sportlicher Übungen auch als vermarktbar erkannt und in diesem Sinne seitens verschiedener Akteure instrumentalisiert wurden, ist der Sport als selbstverständlicher Bestandteil individueller Lebensgestaltung kaum mehr wegzudenken – im Gegenteil: Je stärker Autonomie und Selbstwirksamkeit sowie körperliche Leistungsfähigkeit und Gesundheit als wichtige Merkmale eines gelingenden Lebens definiert werden, umso größere Bedeutung scheinen sportliche Aktivitäten im Leben vieler Menschen zu erlangen.

Die Frage, inwiefern das Ideal der Einbeziehung aller Menschen – ungeachtet physischer, psychischer oder sozialer Kriterien – in das Teilsystem Sport realisiert werden kann, führte 1975 zur Verabschiedung der Europä-

ischen Charta „Sport für alle“. Ihr Ziel ist es, Bedingungen zu schaffen, die es der gesamten Bevölkerung ermöglicht, regelmäßig Sport zu treiben, und zwar ohne Berücksichtigung von Geschlecht, Alter, Beruf oder Einkommen (Art. 1: „Jeder Mensch hat das Recht, Sport zu treiben“). Jenseits der großen Organisationen des Sports existieren zahlreiche Projekte und Initiativen, die sich derer annehmen, die am Rand der Gesellschaft stehen. Beispielsweise fand parallel zur Fußball-WM 2006 in Deutschland die Streetfootball-WM in Berlin statt, ein Turnier weltweiter Entwicklungsprojekte, die Fußball nach eigenen, sozialen „Fairplay“-Regeln spielen. Die Deutsche Straßenfußball-Meisterschaft wiederum wird seit 2006 ausgerichtet vom Verein „Anstoß! Bundesvereinigung für Soziale Integration durch Sport“, die auch die deutsche Beteiligung am Homeless Worldcup organisiert.

Wie weitreichend die Überlegungen hinsichtlich einer Beteiligung aller am Sport gehen können (und gehen müssen), zeigt das Beispiel des Sports von Menschen mit Behinderung. Wird Behinderung nicht mehr als Defizit, sondern als soziale Benachteiligung im Sinne einer Einschränkung von Teilhabechancen betrachtet, und werden Menschen mit Behinderung nicht länger als Objekte der Fürsorge, sondern als mit Bürgerrechten ausgestattete, selbstbestimmte Subjekte begriffen, reicht es nicht, spezielle Angebote für Menschen mit Behinderung (bis hin zum Leistungssport) zu schaffen. Vielmehr kommt es darauf an, durch die Entwicklung und Organisation von inklusiven sportlichen Angeboten und Veranstaltungen Menschen mit und ohne Behinderung miteinander in Bewegung kommen zu lassen.

Mit dem Rückenwind der UN-Konvention über die Rechte von Menschen mit Behinderungen, welche die Bundesrepublik 2009 ratifiziert hat, wird auch im Sport sehr viel aktiver als bislang mit dem Ziel der Inklusion gearbeitet werden müssen⁸. Die Umsetzung der Konvention könnte aber sogar unsere Wahrnehmung des Sports insgesamt verändern, indem sie letzten Endes die Frage aufwirft, was guten und gelingenden Sport eigentlich ausmacht. Bewertungskategorien wie Leistung, Schönheit oder Erfolg könnten eine Umdeutung erfahren. Möglicherweise müssten sogar neue

⁸ Siehe hierzu auch den Beitrag von Sabine Radtke in diesem Heft.

Sportarten entwickelt werden, die den Anforderungen der Behindertenrechtskonvention eher entsprechen als herkömmliche Formen.[¶]

Sport hat Zukunft

Das Phänomen Sport hat in seiner Geschichte tiefgreifende Wandlungen und unterschiedliche Deutungen erfahren. Seit der Begründung der Turnbewegung vor 200 Jahren haben sich Praxis und Verständnis von Leibesübungen und Körperkultur stetig weiterentwickelt, mit dem Aufkommen neuer Sportarten rückten andere Bewertungen und Wertigkeiten in den Mittelpunkt. Zu allen Zeiten hatte Sport Zukunft – nur ob der Sport in Zukunft genau so aussieht, wie er sich gegenwärtig darstellt, ist eine offene Frage.

Niemand weiß, ob in 20, 30 Jahren die Bemühungen des DFB, dem Frauenfußball eine breitere Basis zu verschaffen, Erfolg gehabt haben werden – oder ob sich bis dahin nicht sogar gänzlich andere Fußball-Varianten stärker etabliert haben könnten. Denkbar ist auch, dass die heute „großen“ Sportarten und ihre Verbände von anderen Sportarten verstärkt Konkurrenz bekommen. Neben dem Vereinssport hat sich ein weitgehend kommerziell orientierter Sportbetrieb etabliert, der mit seinen Fitness-Centern, Sportschulen und dergleichen mehr Millionen Deutsche anzieht. Keineswegs sind diese viel besuchten, privaten Sportstätten nur Ausdruck von Individualismus, Jugendwahn und Kommerz und damit gleich die Totengräber der traditionellen Sportvereine. Aber für viele ist der Sport im Verein mit seinen festgelegten Übungszeiten aufgrund beruflicher Belastungen und wechselnder Arbeitsorte nur schwer möglich. Für andere ist das breite Angebot verlockend, das von Fitness bis Wellness reicht und sich rasch auf die Wünsche der Kunden und die jeweiligen Moden einstellt. Damit stehen die kommerziellen Studios ebenso für eine weitere Differenzierung von Freizeitverhalten, Körperkultur und Sport wie neue (Trend-)Sportarten; sie illustrieren beispielhaft eine von zunehmenden Fliehkräften gekennzeichnete Gesellschaft. Der Sport ist also

[¶] So auch der Sozialethiker Christoph Hübenal in seiner Einführung zum Symposium „Sport und Behinderung – Die Herausforderungen der UN-Behindertenrechtskonvention“ am 22.11.2010 in Leverkusen.

einer ständigen Wettbewerbssituation innerhalb der Sportarten und den mannigfachen Trends der Körperkultur ausgesetzt und bedarf schon aus diesem Grunde eines immmanenten „Entwicklungspotenzials“ und der permanenten Selbsterneuerung.

Von entscheidender Wichtigkeit ist jedoch, dass der Sport seine Rolle erweitert definiert und sich neben der Hauptarbeit – dem Sport an sich – zunehmend auch gesellschaftlichen, sozialen und kulturellen Aufgaben stellt. Seine Zukunft ist dann gesichert, wenn er der sozialen Verantwortung in einer sich wandelnden Gesellschaft gerecht wird. Selbstverständlich kann der Sport nicht einzelne, schon gar nicht alle gesellschaftlich relevanten Probleme lösen, erst recht nicht im Alleingang. Im Gegenteil produziert er manche Probleme erst, oder er macht sie wie in einem Brennglas sichtbar. Wohl aber birgt er ein nicht zu unterschätzendes Potenzial, als Motor gesellschaftlicher Prozesse darauf hinzuwirken, dass Teilhabe für immer größere Teile der Bevölkerung realisiert werden kann – dieses gilt es zu entdecken und zu fördern.

Sport prägt uns

Der (organisierte) Sport als Ganzes sollte stärker als bisher nicht nur als Teil, Spiegelbild oder bestenfalls Vorbild der Gesellschaft wahrgenommen werden, sondern als einflussreicher gesellschaftlicher Akteur. Es gilt, ihn nicht nur rhetorisch wohlfeil als „Kulturgut“ oder als „Teil der Kultur“ zu verklären, sondern ihn als Kultur bildenden und Gesellschaft prägenden Faktor wertzuschätzen.

Sport bildet und prägt uns – auch, aber nicht allein durch seine vielfältigen Vernetzungen und Verflechtungen, seine politischen, ökonomischen, sozialen, gesellschaftlichen und kulturellen Wirkungen und Bezüge. Er tut dies, indem er mannigfache Gelegenheiten bietet, individuelle und kollektive Identitäten auszubilden und zu leben. Und er tut dies, indem er zwischen Individuen und Gruppen Begegnungen ermöglicht, soziale Beziehungen stiftet und gesellschaftliche Bindungskräfte freisetzt. In diesem Sinne besitzt er tatsächlich integrative, ja inklusive Kraft. Es ist zu wenig, von „Teilhabe durch Sport“ zu sprechen. Sport ist Teilhabe.

Sport und Protest

Kaum einer politischen Ausdrucksform wird gegenwärtig mehr Aufmerksamkeit gewidmet als dem politischen Protest. Die

Jürgen Mittag

Dr. phil., geb. 1970; bis 2010 wissenschaftlicher Geschäftsführer des Instituts für soziale Bewegungen der Ruhr-Universität Bochum; seit 2011 Professor für Sportpolitik an der Deutschen Sporthochschule Köln, Am Sportpark Müngersdorf 6, 50933 Köln.
mittag@dshs-koeln.de

Kundgebungen und Demonstrationen der vergangenen Monate – von Stuttgart bis Kairo – zeugen von anhaltender, ja wachsender Bereitschaft zu „kollektiver, öffentlicher Aktion“, insbesondere von nichtstaatlichen Akteuren, mit der „Kritik oder Widerspruch zum Ausdruck“ gebracht und die „Formulierung eines gesellschaftlichen oder politischen Anliegens“ verbunden wird.¹ Dass der aktuelle Protestboom auch im Sport seinen Niederschlag findet, zeigte sich nicht nur am Widerstand der Garmisch-Partenkirchener Grundstückseigentümer gegen die Bewerbung Münchens um die Ausrichtung der Olympischen Winterspiele 2018, sondern auch an den Protestplakaten von Fans gegen den inzwischen gestürzten tunesischen Staatspräsidenten Ben Ali während der jüngsten Handball-WM in Schweden.

Sport im Allgemeinen – und Fußball als weltweit populärster Sportart im Besonderen – wird beträchtliches Potenzial zugeschrieben, auch nicht unmittelbar sportbezogenen Interessen als Projektionsfläche zu dienen. Es gilt nicht mehr allein die Parole, „was zählt ist auf'm Platz“, sondern es sind in zunehmendem Maße Verknüpfungen von sportlichen und außersportlichen Interessen auszumachen. Waren es früher vor allem internationale Sportgroßereignisse, bei denen Diktatoren mit Hilfe erfolgreicher Olympioniken, oder Militärregierungen durch Erfolge bei Fußballweltmeisterschaften sportliche Siege in politische Zustimmung ummünzten, so hat sich das Ausmaß an Vereinnahmungsprozessen im Sport in den zurückliegenden 20 Jahren deutlich erhöht und weiter ausdifferenziert.² Wenig Beachtung ist bislang jedoch dem Umstand gewidmet worden, dass der (Spitzen-)Sport nicht nur zur außersportlichen Popularitätssteige-

rung beiträgt, sondern auch als Instrument zur Artikulation von Protest genutzt wird.³

Zu den grundlegenden Kennzeichen von Protest gehört die Artikulation von Widerspruch, die mit der Forderung nach Wandel oder Veränderung verbunden wird, um einen Missstand zu beheben oder vor drohenden Fehlentwicklungen zu warnen. Die dabei zum Tragen kommenden Formen des Protestrepertoires variieren ebenso wie Themen, Träger und Ausmaß. Gemein ist fast allen Protesten jedoch das Bemühen, öffentliche Aufmerksamkeit zu wecken, Zustimmung zu finden und potenzielle Unterstützer für das eigene Anliegen zu mobilisieren.⁴

Dieser Beitrag lenkt den Blick in typologischer Absicht insbesondere auf sportbezogene Protestformen und -themen. Grundsätzlich ist dabei zwischen zwei Hauptformen zu unterscheiden: Zum einen Protestereignisse, bei denen es im engeren Sinne nicht um sportliche Interessen geht, sondern bei denen der Sport vielmehr eine Projektionsfläche für politischen oder sozialen Protest darstellt, dessen Zielsetzungen mit Sport allenfalls mittelbar verknüpft sind; zum anderen Fälle, in denen es um sportliche Interessen geht und der Anlass des Protests unmittelbar mit Sport verbunden ist.

Engagement für Menschenrechte

Das zentrale Thema von Protestanalysen im Bereich des amerikanischen Sports bildet die Wechselbeziehung zwischen Sport und schwarzen Athleten bzw. zwischen „sports

¹ Vgl. Friedhelm Neidhardt/Dieter Rucht, Protestgeschichte der Bundesrepublik Deutschland 1950–1994, in: Dieter Rucht (Hrsg.), Protest in der Bundesrepublik, Frankfurt/M.–New York 2001, S. 28.

² Vgl. als Überblick: Jürgen Mittag/Jörg-Uwe Nienland (Hrsg.), Das Spiel mit dem Fußball. Interessen, Projektionen und Vereinnahmungen, Essen 2007.

³ So existiert im 250-seitigen Register der achtbändigen International Encyclopedia of Revolution and Protest. 1500 to the Present (hrsg. von Immanuel Ness, Chichester u. a. 2009) kein Eintrag zum Thema Sport. Zum Problemfeld liegen vor allem essayistisch oder akteurszentriert geprägte Abhandlungen vor. Vgl. Dave Zirin, A people's history of sports in the United States, New York–London 2008; Fred Coalter, A Wider Social Role for Sport. Who's keeping the score?, London 2007.

⁴ Vgl. Sabine Ursula Nover, Protest und Engagement. Wohin steuert unsere Protestkultur?, Wiesbaden 2009, S. 28f.

and race“.¹⁵ Zahlreiche Studien zur afroamerikanischen Bevölkerung in den USA zeigen, dass diese durch die Rassentrennung, vor allem in den Südstaaten, nicht nur grundsätzlich in ihren Bürgerrechten, sondern auch spezifisch bei der Ausübung im Breiten- und Profisport eingeschränkt wurde. Zeitgenössisch ist dieser Umstand insbesondere vom amerikanischen Soziologen Harry Edwards kritisiert worden,¹⁶ der sich mit seinen Schriften nicht nur gegen die Bürgerrechtsituation in den USA, sondern auch gegen die Apartheidpolitik und den Rassismus in Afrika wandte. Edwards initiierte das „Olympic Project for Human Rights“ (OPHR), welches die nicht-weißen Sportler aufforderte, die Olympischen Spiele 1968 in Mexiko zu boykottieren.

Der Boykott schlug zwar fehl (unter anderem deshalb, weil die Apartheidstaaten Südafrika und Rhodesien, das heutige Simbabwe, von den Spielen ausgeschlossen wurden), aber das OPHR trat in Mexiko dennoch prominent in Erscheinung: Die beiden afroamerikanischen Leichtathleten Tommie Smith und John Carlos, die beim 200-Meter-Lauf den ersten und dritten Platz belegt hatten, erschienen zur Siegerehrung ohne Schuhe; an ihren Trainingsjacken, wie auch an der des zweitplatzierten Australiers Peter Norman, heftete ein OPHR-Button. Auf dem Podest reckten Smith und Carlos ihre jeweils mit einem schwarzen Handschuh versehenen Fäuste nach oben – das Zeichen der „Black-Power“-Bewegung. Diese Geste ging nicht nur in die Olympiageschichte, sondern als Bild auch in das kollektive Gedächtnis ein. Die beiden Leichtathleten wurden danach vom US-Verband aus dem olympischen Dorf verwiesen, aus dem Nationalkader ausgeschlossen und mussten auf Fördergelder verzichten; erst Jahrzehnte später wurden sie rehabilitiert und ihr Protest als Beitrag zur Gleichberechtigung anerkannt.¹⁷

¹⁵ Vgl. John Bloom/Michael Nevin Willard (eds.), *Sports matters. Race, recreation, and culture*, New York–London 2002; Patrick B. Miller/David K. Wiggins (eds.), *Sport and the color line. Black athletes and race relations in twentieth-century America*, New York 2004; Ben Carrington, *Race, sport and politics. The black sporting diaspora*, London 2010.

¹⁶ Vgl. Harry Edwards, *The Revolt of the Black Athlete*, New York 1969.

¹⁷ Kevin B. Witherspoon, *Before the eyes of the world. Mexico and the 1968 Olympic Games*, DeKalb, IL 2008; Keith Brewster (ed.), *Reflections on Mexico '68*, Chichester 2010.

Dass das Thema Menschenrechte Ende der 1960er Jahre auch zu kollektiven Protesten demonstrativer Natur führte, lässt sich insbesondere am Beispiel Südafrika zeigen. Seit Beginn der Apartheid 1948 wurde die nicht-weiße Bevölkerung in Südafrika in allen Lebensbereichen diskriminiert; auch in den Sportligen, auf Tribünen und an den Stadioneingängen wurde nach Hautfarbe getrennt. Diese Politik führte zu immer stärkerem internationalen Druck, der letztlich dazu beitrug, dass das Land Ende der 1960er Jahre in fast allen Disziplinen von internationalen Wettbewerben ausgeschlossen wurde. Eine Ausnahme machte allein das International Rugby Board, das dadurch besonders vehemente Proteste provozierte. Deutlich wurde dies 1969/70, als die südafrikanische Nationalmannschaft eine Tour durch England, Wales und Irland unternahm. „Vor den Stadien demonstrierten Zehntausende von Apartheidgegnern. Sie veranstalteten Sitzblockaden, stürmten das Spielfeld, machten das Geläuf durch Glasscherben unbespielbar. Im (...) Hotel verklebten Studentinnen die Schlösser der Hoteltüren, (...) Busfahrer chauffierten sie an falsche Spielorte. Techniker der BBC weigerten sich, die Begegnungen zu übertragen.“¹⁸ Diese und zahlreiche weitere Protestaktionen führten zur fast vollständigen Isolation des südafrikanischen Sports. Der weltweite Sportprotest – 1976 wurde das Land auch aus dem Weltfußballverband FIFA ausgeschlossen – übte mutmaßlich stärkere Wirkung auf das Apartheidregime aus als alle Waffenembargos und Wirtschaftsblockaden.¹⁹

Religiös motivierter Protest

Der Boxer Muhammad Ali gehörte, zunächst noch unter seinem Geburtsnamen Namen Cassius Clay, nach seinem Goldmedaillengewinn bei den Olympischen Spielen 1960 und vor allem nach seinem Wechsel ins Profiflager und dem Weltmeistertitel im Schwergewicht 1964 zu den populärsten US-Sportlern überhaupt. Durch seine extravagante Selbstinzenierung und zahlreiche Erfolge schürte er weltweit das Interesse am Boxsport. Entsprechend groß war die Aufmerksamkeit, als er

¹⁸ Bartholomäus Grill, *Blatters Schweigen*, in: *Die Zeit* vom 24. 6. 2010, S. 58.

¹⁹ Vgl. Andreas Krumpholz, *Apartheid und Sport*, München 1991; Douglas Booth, *The Race Game. Sport and Politics in South Africa*, London 1998.

1964 zum Islam konvertierte, sich den Namen Muhammad Ali gab und, als er zum Militärdienst in Vietnam einberufen wurde, diesen verweigerte. Als er dann im April 1967 erklärte, dass er als Priester der „Nation of Islam“ keinen Militärdienst leisten könne und alle angebotenen Alternativen ablehnte, entzog ihm die New York State Athletic Commission die Boxlizenz, der Weltmeistertitel wurde aberkannt. Ali erhielt eine Haftstrafe auf Bewährung, blieb aber gegen Kaution auf freiem Fuß. In den folgenden Jahren durfte er weder in den USA noch im Ausland boxen.¹⁰

Erst Ende September 1970 erhielt er die Lizenz zurück, 1971 entschied der Supreme Court, dass Ali aus Gewissensgründen von der Wehrpflicht befreit hätte werden müssen, und hob das Gerichtsurteil auf. Obwohl er seinen Protest nicht bewusst inszenierte, versetzte der Boxer mit der Verweigerung des Kriegsdienstes die USA in Aufruhr. Zeitweilig galt er als Ikone der schwarzen Protestbewegung bzw. des afroamerikanischen Kampfes gegen das weiße Establishment. Ali steht als Sportler damit typologisch als Beleg, dass die Artikulation von Protest im Sport durch den Faktor Prominenz eine enorme Steigerung erfährt.

Eine ganz andere Facette religiös inspirierten Protests zeigte sich in Deutschland im Sommer 2009, als türkische Medien gegen eine auf den Propheten Mohammed Bezug nehmende Passage im Vereinslied von Schalke 04 protestierten.¹¹ Es wurde gegen „eine Verhöhnung des Propheten Mohammed“ protestiert und sogar mit einem Boykott der kommenden Bundesligapartien gedroht. Erst ein islamwissenschaftliches Gutachten, das betonte, dass in dem Lied keine islamfeindliche Gesinnung zum Ausdruck komme, beendete diesen medial inszenierten Protest.

Nationale Olympiaboykotte

Bereits 1906, bei den inoffiziellen „Olympischen Zwischenspielen“ in Athen, hatte der

¹⁰ Vgl. Mike Marqusee, *Redemption song. Muhammad Ali and the spirit of the sixties*, London-New York 2005.

¹¹ Anstoß erregte die Passage „Mohammed war ein Prophet/Der vom Fußballspielen nichts versteht/Doch aus all der schönen Farbenpracht/Hat er sich das Blau und Weiße ausgedacht.“

irische Silbermedaillengewinner im Weitsprung, Peter O'Connor, einen Fahnenmast erklommen und die irische Flagge geschwenkt, um gegen die Bestimmung zu protestieren, unter britischer Fahne antreten zu müssen. Bei den Olympischen Spielen 1908 in London verzichtete das gesamte finnische Team auf eine Fahne, um nicht hinter der Flagge des zaristischen Russlands marschieren zu müssen. Doch neben Einzelpersonen und Verbänden haben sich auch ganze Staaten der Projektionsfläche des Sports zu Protestzwecken bedient.¹²

Während des Kalten Kriegs erlebte die Instrumentalisierung des Sports zu nationalen Zwecken ihren Höhepunkt. Bereits 1928 hatte die Sowjetunion mit weiteren Staaten begonnen, Spartakiaden als eigene internationale Sportwettkämpfe auszutragen und die Olympischen Spiele zu boykottieren; die Sowjetunion verzichtete bis 1952 auf eine Teilnahme. Da Taiwan die Mitwirkung erlaubt worden war, blieb China den Spielen von 1958 bis 1980 fern. 1956 boykottierten die Niederlande, Spanien und die Schweiz die Sommerspiele in Melbourne, um gegen die Niederschlagung des Volksaufstands in Ungarn zu protestieren. Der gleichzeitige Teilnahmeverzicht durch Ägypten, Irak, Kambodscha und Libanon richtete sich hingegen gegen die israelische Invasion der Sinai-Halbinsel im Zuge der Suezkrise. Das zwischen Titelverteidiger Ungarn und der Sowjetunion ausgetragene Halbfinale im Wasserball ging indes als „Blutbad von Melbourne“ in die Annalen der Olympiageschichte ein. Das Spiel wurde mit äußerster Härte geführt, und die Zuschauer ergriffen derart stark Partei gegen die Sowjetunion, dass das Spiel abgebrochen werden musste.

Eine vergleichbare Protestdimension war auch bei den Eishockeyspielen zwischen der Sowjetunion und der Tschechoslowakei bei der WM 1969 in Schweden auszumachen, die von Zuschauern (und Medien) zum Anlass genommen wurden, gegen die Niederschlagung des Prager Frühlings zu protestieren.¹³

¹² Vgl. James Riordan/Arnd Krüger, *The international politics of sport in the twentieth century*, London 1999; Roger Levermore/Adrian Budd (eds.), *Sport and International Relations*, London 2004.

¹³ Vgl. Jörg Ganzenmüller, *Bruderzwist im Kalten Krieg*, in: Arié Malz/Stefan Rohdewald/Stefan Wiederkehr (Hrsg.), *Sport zwischen Ost und West*, Osnabrück 2007, S. 113–130.

Sozial motivierte Solidarierungen und Proteste gegen politische Unterdrückung

Auch im deutschen Sport spiegelte sich der Kalte Krieg wiederholt wider. Als der Mittelstreckenläufer Jürgen May (DDR-Sportler des Jahres 1965) aus der DDR flüchtete, aufgrund des Einspruchs des DDR-Verbands jedoch keine Starterlaubnis für die Leichtathletik-Europameisterschaft 1969 in Athen erhielt, entschied der Bundesdeutsche Leichtathletik-Verband die Wettbewerbe zu boykottieren und lediglich mit Stafeln anzutreten.

Die Boykott-„Höhepunkte“ stellen jedoch die Olympischen Spiele 1976, 1980 und 1984 dar. 1976 reisten über 20 nationale Teams aus Montreal ab, um gegen die neuseeländische Rugby-Mannschaft zu protestieren, die kurz zuvor in Südafrika angetreten war. 1980 erklärten die USA, aus Protest gegen den sowjetischen Einmarsch in Afghanistan nicht an den Spielen in Moskau teilnehmen zu wollen. Rund 40 weitere Staaten schlossen sich ihnen an, darunter auch die Bundesrepublik. 16 der in Moskau anwesenden Staaten protestierten gegen den sowjetischen Einmarsch in Afghanistan, indem sie bei der Eröffnungsfeier statt ihrer Nationalflagge die olympische bzw. die Flagge ihres olympischen Komitees trugen, sieben Staaten schickten lediglich einen Fahnenträger, aber keine Athleten zur Eröffnung. Als Reaktion auf den Olympia-boycott 1980 verzichteten vier Jahre später die Sowjetunion und 13 weitere Staaten auf eine Teilnahme an den Sommerspielen in Los Angeles.

Der Boykott der Sommerspiele 1988 in Seoul durch Nordkorea, Kuba, Äthiopien und Nicaragua markiert das vorläufige Ende der staatlichen Boykottaktivitäten. Dass Olympische Spiele aber weiterhin einen idealen Resonanzboden für Protest bieten, wurde 2004 in Athen deutlich, als sich der iranische Judoka Arash Miresmaeili weigerte, gegen den Israeli Ehud Vaks anzutreten, bzw. vier Jahre später in Peking der iranische Schwimmer Mohammad Alirezai eine ähnliche Position bezog. Im Vorfeld der Olympischen Spiele in China 2008 war es schließlich der Fackellauf, der wiederholt zum Ziel von Protesten wurde, die sich vor allem gegen die Tibet-Politik Chinas richteten.¹⁴

¹⁴ Vgl. John Horne/Garry Whannel, *The 'caged torch procession'*, in: *Sport in Society*, (2010) 5, S. 760–770.

Neben politischen Kontroversen war der Sport wiederholt auch Schauplatz sozial motivierter Protestbekundungen, etwa, als in den 1980er Jahren in Deutschland Diskussionen über Zechenschließungen aufbrandeten. Als die Bergbaugewerkschaft IG BE im September 1987 zu einem „Internationalen Aktionstag“ im Ruhrgebiet aufrief, wurden die Kumpel der Zeche Westerholt am Vortag in das Gelsenkirchener Parkstadion eingeladen, wo sie beim Fußballspiel FC Schalke 04 gegen Bayern München für den Erhalt ihrer Arbeitsplätze demonstrierten. Auch beim Regionalligaspiel Borussia Neunkirchen gegen den Bonner SC im März 1995 zogen rund 3000 Fußballanhänger gemeinsam mit den Bergleuten von der Innenstadt ins Stadion. Dort bildeten die Kumpel rund um das Spielfeld eine Menschenkette, während die Neunkirchener mit der Parole „Ja zur Kohle“ auf den Trikots aufliefen. Als zwei Jahre später mehr als 200 000 Ruhrgebetsbürger eine Menschenkette vom Osten zum Westen des Ruhrgebiets bildeten, reihte sich auch die Mannschaft des VfL Bochum ein. Und einen Monat später, als im Bochumer Ruhrstadion das Revierderby zwischen Bochum und Schalke anstand, betratene beide Fußballteams den Rasen mit 50 Bergarbeitern, die mit Fahnen und Transparenten für den Erhalt des Bergbaus demonstrierten.¹⁵

Dass Transparente im Stadion auch zu Solidaritätsbekundungen mit Demokratiebewegungen genutzt werden, hatte sich bereits bei der Fußball-WM 1974 in Deutschland gezeigt: In der Halbzeitpause des Vorrundenspiels Chile gegen Australien überwandene Jugendliche die Absperrungen und entrollten ein Transparent mit der Aufschrift: „Chile – Socialista“, mit dem sie gegen die chilenische Militärjunta demonstrierten.

In jüngerer Zeit ist es verstärkt zu Protestaktivitäten für Demokratiebewegungen gekommen, bei denen vor allem auf symboli-

¹⁵ Vgl. Andreas Luh, *„Wir sind die Ruhrpottkanaken“ – Fußball und Identität im Ruhrgebiet 1920–2000*, in: Wolfgang Buss/Arnd Krüger (Hrsg.), *Transformationen: Kontinuitäten und Veränderungen in der Sportgeschichte*, Hoya 2002.

schen und identitätsstiftenden Protest gesetzt wurde. So etwa 2003, als im Cricket-Weltcup, der unter anderem in Simbabwe ausgetragen wurde, die beiden simbabwischen Spitzenspieler Andy Flower und Henry Olonga schwarze Armbänder trugen, mit denen sie gegen den Terror des diktatorisch regierenden Präsidenten Robert Mugabe demonstrierten. In einer Erklärung sprachen sie vom Protest gegen den „Tod der Demokratie“ und betonten, dass sie auf Menschenrechtsverletzungen und staatlich sanktionierte Folter aufmerksam machen wollten. Beide Spieler mussten nach ihrer Protestaktion das Land verlassen und ihre Karriere im Nationalteam beenden.¹⁶ Auf eine ähnliche Protestbekundung setzten auch sechs iranische Fußballnationalspieler, die 2009 beim WM-Qualifikationsspiel gegen Südkorea grüne Schweißbänder trugen und damit Farbe für den Oppositionsführer Mir Hossein Mussawi und die Demokratiebewegung bekantten. Auch in diesem Fall sahen sich die protestierenden Spieler mit Sanktionen des eigenen Verbands und Karriereeinschränkungen konfrontiert.

Ein aktuelles Beispiel für den Einsatz von Fußballfans für Demokratieanliegen lieferte jüngst auch die ägyptische Fangruppe „Ultras Ahlawy“, die den Kairoer Verein Al-Ahly unterstützt. Ihr wird eine bedeutende Rolle bei den Protesten gegen den früheren Präsidenten Hosni Mubarak zugeschrieben, da sie im Januar und Februar 2011 tagelang den Tahrir-Platz gegen die Polizei mitverteidigt habe.¹⁷

Proteste mit direktem Sportbezug

Bildete bei den bislang angeführten Protestformen und -motiven der Sport eher den Anlass als das Thema, so steht der Sport bei den nachfolgenden Beispielen selbst im Mittelpunkt. Zu den „klassischen“ sportbezogenen Protestformen gehören die Verteilungskonflikte in den großen amerikanischen Profiligen. Hier kommt es immer wieder zu regelrechten Arbeitskämpfen zwischen den Spielern und ihren Arbeitgebern. Während die Sportler auf das Instrument des Streiks zurückgreifen, setzen die Klub- bzw. Ligen-

¹⁶ Vgl. Callie Batts, ‚In good conscience‘: Andy Flower, Henry Olonga and the death of democracy in Zimbabwe, in: *Sport and Society*, (2010) 1, S. 43–58.

¹⁷ Vgl. Martin Krauss, Die Fußballrevolution, in: *Die Tageszeitung* vom 16.2.2011.

besitzer auf die Möglichkeit der Aussperrung. So konnte etwa im Eishockey die Saison 1994/95 erst mit 103 Tagen Verspätung beginnen, 2005 musste die Spielzeit sogar ganz abgesagt werden. Auch im Basketball und Baseball führten Streiks und Ausschlüsse bereits zu Verschiebungen und Saisonverkürzungen. In Europa setzen Profisportler bisweilen ebenfalls auf Streiks, bislang jedoch in weitaus geringerem Ausmaß.

Dass neben öffentlichkeitswirksamen Streiks und den noch weitaus häufiger anzutreffenden Presse- oder Trainingsboykotts von einzelnen Profis oder ganzen Vereinen auch auf rechtliche Protestinstrumente gesetzt wird, um die eigenen ökonomischen Interessen zu behaupten, dokumentiert der Fall des belgischen Fußballers Jean Marc Bosman, der 1995 zum „Bosman-Urteil“ des Europäischen Gerichtshofs (EuGH) führte.¹⁸

Direkte Bezüge zum Sport weisen auch die Proteste der Fans gegen überzogene Kommerzialisierungstendenzen im Profisport auf. Gingen die Fans, vor allem im Fußball, in früheren Jahren auf die Barrikaden, um gegen übersteuertes Bier oder unbeliebte Spieler aufzubegehren, fallen die Protestziele und -formen im vergangenen Jahrzehnt deutlich differenzierter aus. So wandte sich vor der Bundesligasaison 2001/2002 die Initiative „Pro 15.30“ mit Plakaten und T-Shirts gegen die zunehmende Ausdehnung der Spieltage über das gesamte Wochenende und forderte die Abschaffung des Sonntags als regulären Spieltag sowie die Festlegung der Anstoßzeit auf samstags, 15.30 Uhr. Aufmerksamkeit erzielten aber auch Aktionen von Anhängern, die gegen die Umbenennung der Stadien oder die Änderung der Vereinsfarben protestierten und etwa, wie im Fall von Nürnberg, über 5000 Unterschriften gegen den Namen „easy-Credit-Stadion“ sammelten. Ihre Entsprechung fanden diese Aktivitäten im Protest gegen die zunehmend kommerziellen Bewirtschaftungsformen in den Stadien, gegen reine Sitzplatzarenen oder VIP-Logen.

¹⁸ Nachdem Bosman zunächst gegen seinen Verein geklagt hatte, weil er durch die zu hohe Ablöseforderung seine Arbeitnehmerfreizügigkeit beschränkt sah, führten die Folgeverfahren und das EuGH-Urteil dazu, dass sich das bisherige Transfersystem im europäischen Fußball grundlegend änderte – erst seitdem können Spieler in der EU den Verein nach Ablauf ihrer Vertragslaufzeit ablösefrei wechseln.

Die deutschen Beispiele muten indes zurückhaltend an gegenüber der Entwicklung in Großbritannien, wo wechselnde Eigentümer, horrende Eintrittspreise und eine immer stärker kommerzialisierte Eventkultur in den Stadien zu erheblichen Protesten geführt haben. Vor allem in Manchester hat sich eine regelrechte Protestkultur gebildet, die sich gegen den amerikanischen Besitzer von Manchester United, Malcolm Glazer, richtet. Dieser hatte den Fußballklub 2005 mit einem Darlehen gekauft, welches er dann auf den Verein übertrug und ihn dadurch mit einer enormen Schulden- und Zinssumme belastete. Die Proteste der United-Anhänger reichen von der Gründung eines neu gegründeten „FC United of Manchester“ über das Tragen neuer Vereinsfarben (Grün-Gold, den Farben des Newton Heath Football Club, wie United bis 1902 hieß) bis hin zum Versuch, die Mehrheit am Verein zu übernehmen, um Glazer und seine Söhne gewissermaßen auszukufen.¹⁹

Fazit: Mehr Protest als Bewegung

Die Bandbreite der hier angeführten, insgesamt aber nur einen kleinen Ausschnitt der Protestaktivitäten widerspiegelnden Beispiele verdeutlicht, in welchem Ausmaß Protest im organisierten Spitzensport seinen Platz gefunden hat. Mit Blick auf die Protestmotive sind typologisch zahlreiche unterschiedliche Impulse auszumachen: Es sind bei weitem nicht nur enttäuschte Fans, die gegen die eigene oder die gegnerische Mannschaft nach Niederlagen protestieren, Schmählieder intonieren oder Mannschaftsbusse blockieren. Den über den Sport vermittelten Interessen sind mittlerweile kaum noch Grenzen gesetzt – vor allem, wenn man aktuelle Problemfelder wie Minderheitenrechte oder Naturschutz einbezieht. Mit Ausnahme des staatlich organisierten Protests bei Olympiaboykotten ist der Protest zumeist situativ, punktuell und auch nur begrenzt nachhaltig. Sportpolitische Bewegungen im Sinne sozialer Bewegungen haben sich bislang erst in Ansätzen herauskristallisiert – am deutlichsten im Bereich des Fanprotests gegen Kommerzialisierung. Gerade die „Ultra-Bewegung“ hat sich zu einer Facette der Jugend- und Protestkultur ent-

¹⁹ Vgl. Dougie Brimson (ed.), *Rebellion. The inside story of football's protest movement*, London 2006.

wickelt, die als kritisches Gegengewicht zum herrschenden Sport(verständnis) agiert.

Zuden Hauptakteuren sportbezogenen Protests gehören Anhänger und Sportler, während sich die Aktivitäten von Vereinen und Verbänden eher auf die formalen Konfliktregulierungsmechanismen sowie die Arbeit in den Gremien konzentrieren. Der populäre, medial vermittelte Spitzensport eignet sich besonders für Proteste: einerseits aufgrund seiner hohen Verbreitung, die Aufmerksamkeit garantiert, andererseits aufgrund seiner finanziellen Bedeutung. Hinsichtlich des Aktionsrepertoires kommt fast die gesamte in der Protestforschung bekannte Bandbreite von Ausdrucksformen zum Tragen – mit einem deutlichen Akzent auf symbolischen, demonstrativen Protestformen. Zugleich wird der Protest vielfältiger, kreativer und auch professioneller.²⁰

Was der Sport bislang (noch) nicht erzeugt hat, sind originäre Protestformen. Anders als etwa die Popbranche, die mit Protestkonzerten oder -liedern hervorgetreten ist, gibt es weder das Protest-Tor noch das Protest-Spiel – zumindest nicht im Bereich der massenwirksamen Events des Spitzensports. Dem Ende Juni 2001 in Kopenhagen ausgetragenen Fußball(länder)spiel Tibet gegen Grönland und der Partie Bhutan gegen Montserrat im Jahr darauf kommt hier gewissermaßen eine Sonderrolle zu, da alle beteiligten „Länder“ keine FIFA-Mitglieder sind und der Spielcharakter deswegen auch eine Protestdimension besaß.

Es zeichnet sich ab, dass den neuen sozialen Medien, die schon jetzt rege von Fans genutzt werden, künftig noch stärkere Bedeutung zukommen wird. Die zunehmende Verlagerung der Protestkultur in elektronische Massenmedien lässt ein weiteres Anschwellen auch von sportbezogenen Protesten erwarten. Sollte dieser Trend anhalten, könnten Protestaktivitäten allein schon vom Umfang her erheblich an Bedeutung gewinnen. Dies gilt umso mehr, wenn die bislang nur begrenzten Allianzen zwischen Sportlern, Anhängern und gesellschaftlichen Gruppierungen ausgebaut werden.

²⁰ Vgl. Bruce Kidd, *The struggle must continue*, in: Russel Field/Bruce Kidd (eds.), *Forty years of Sport and Social Change*, London–New York 2011, S. 157–166.

Daniela Schaaf · Jörg-Uwe Nieland

Medienpräsenz von Sportlerinnen – Emanzipation oder Sexualisierung?

Bei den Olympischen Spielen 2012 in London werden erstmals Medaillen im Frauenboxen vergeben. Doch deshalb von einer weiteren Episode der

Daniela Schaaf

Dr. phil., geb. 1972; wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Kommunikations- und Medienforschung der Deutschen Sporthochschule Köln (DSHS), Am Sportpark Müngersdorf 6, 50933 Köln. schaaf@dshs-koeln.de

Jörg-Uwe Nieland

Dr. phil., geb. 1965; wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Kommunikations- und Medienforschung der DSHS (s. o.). j.nieland@dshs-koeln.de

emanzipation im Sport zu sprechen, wäre verfrüht.¹ Die Aufnahme des Frauenboxens ins olympische Programm ist nur ein Indiz für die Überwindung von Geschlechterdifferenzen im Sport und der Ausbildung einer weiblichen Sportidentität. Denn trotz der Aufmerksamkeit, welche insbesondere die Profikämpfe von Laila Ali, der Tochter von Muhammad Ali, oder der deutschen Weltmeisterin Regina Halmich seit Ende der 1990er Jahre erhielten, gilt Boxen weiterhin als Männersportart. Ali und Halmich sind einerseits Ausnahmen, da sie zu den wenigen Sportlerinnen gehören, denen es in einer „Arena der Männlichkeit“ gelungen ist, über enorme mediale Präsenz große Popularität zu erlangen und ihre Finanzierung zu sichern. Andererseits sind Art und Umfang der Berichterstattung über ihre Karrieren Gradmesser für die Sport(art)entwicklung und die Emanzipation im Sport.

Die Frage, wie die Ausdifferenzierung des Sportsystems die Frauen einbezieht und zu einer quantitativ wie qualitativ angemessenen medialen Präsenz von Sportlerinnen führt, ist weiterhin offen. Wenn aus emanzipatorischer Sicht die Neutralisierung der Geschlechterdifferenz anzustreben ist, dann gilt es bezogen auf die Sportberichterstattung, das Fest-

halten an der binären Geschlechterordnung zu überwinden. Weil die Sportmedien sowie die über sie transportierten Aussagen und Bilder über Frauen und Männer ein Element der sozialen Konstruktion von Geschlecht im Sport sind – also das öffentliche Bild von Frauen und Männern im Sport mitbestimmen – können die Medien einen aktiven Beitrag an der Auflösung der bestehenden, ungleichen Geschlechterordnung leisten.²

Vor diesem Hintergrund werden im Folgenden Befunde zur Präsenz von Sportlerinnen in den Medien zusammengetragen und der aktuelle Status einer Emanzipation im Mediensport reflektiert. Hierfür wird zunächst die Geschlechterstereotypisierung in der Sportberichterstattung näher beleuchtet. Anschließend folgt die Erläuterung der produktpolitischen Ästhetisierungsstrategie der Sexualisierung, wobei ein Schwerpunkt auf die Vermarktung des äußeren Erscheinungsbilds von Sportlerinnen gelegt wird. Abschließend gilt es zu hinterfragen, inwiefern die zunehmende Darstellung von Frauen in Männersportarten zu einer Emanzipation von Athletinnen im Mediensport beitragen kann.

Bedingungen für die mediale Präsenz von Sportlerinnen

Für Athleten bieten sich im Gegensatz zu Personen aus anderen gesellschaftlichen Teilbereichen günstige kommunikative Bedingungen. Denn seit Einführung des dualen Rundfunksystems 1984 hat sich der bereits hohe Stellenwert des Mediensports als publizistischer Inhalt nochmals gesteigert. Sport wird nicht nur umfanglicher als zuvor, sondern auch zunehmend unterhaltend aufbereitet. Sportliche Er-

¹ Vgl. die euphorischen Statements nach der Ankündigung der Aufnahme durch IOC-Präsident Jacques Rogge am 13. 8. 2009, etwa online: www.spiegel.de/sport/sonst/0,1518,642292,00.html (13. 3. 2011); vgl. mit einem Rückblick auf die Beteiligung von Sportlerinnen an den Olympischen Spiele der Moderne und die begrenzte Anzahl von zugelassenen Sportarten: Ilse Hartmann-Tews, Sportentwicklung in Europa unter Einbeziehung der Frauen, in: APuZ, (2004) 26, S. 31–38, hier: S. 34.

² Vgl. Ilse Hartmann-Tews/Bettina Rulofs, Zur Geschlechterordnung in der Sportberichterstattung, in: Thomas Schierl (Hrsg.), Handbuch Medien, Kommunikation und Sport, Schorndorf 2007, S. 137–154, hier: S. 149.

eignisse, Handlungen und Personen werden entsprechend kontinuierlich wie seriell thematisiert. Die starke Unterhaltungsorientierung der Massenmedien hat weiterhin zur Folge, dass vor allem Personen in den Vordergrund gestellt werden. Dies sorgt entsprechend für hohe Aufmerksamkeits- und Bekanntheitswerte für Vertreter aus dem Bereich Sport – sofern es sich um männliche Protagonisten handelt.[¶] Dagegen lässt sich für Athletinnen eine gleichberechtigte Teilhabe an der Visualisierung ihres sportlichen Erfolgs in der Medienrealität kaum erzielen. Der Sport gilt vielmehr als eines der letzten Refugien männlicher Hegemonie.[¶] So sind die Schlüsselpositionen in Sportverbänden, Redaktionen und Unternehmen überwiegend mit Männern besetzt, die damit über einen Großteil der Bedeutungs- und Definitionsmacht verfügen.[¶] Sie entscheiden, welche Athlet(inn)en bei internationalen Sportevents antreten, über welche Sportler(inn)en wie berichtet wird und wer letztlich seinen sportlichen Erfolg in der werblichen Anschlusskommunikation kommerzialisieren darf.[¶] In diesem Zusammenhang

lässt sich in der Sportberichterstattung sowohl quantitativ als auch qualitativ eine Geschlechterordnung beobachten, dass oftmals zu Ungunsten der Athletinnen ausfällt, wie nachfolgend aufgezeigt wird.

Sportlerinnen in den Medien: unterrepräsentiert, trivialisiert, „entsportlicht“

Im Mediensport wird die unterschiedliche Behandlung der Geschlechter und die damit verbundene „differentielle Anerkennung des Leistungssports von Männern und Frauen“[¶] besonders deutlich. Zahlreiche empirische Studien verweisen zunächst auf eine deutliche redaktionelle Vernachlässigung von Sportlerinnen. In keinem tagesaktuellem Massenmedium (Print, Fernsehen, Radio) liegt der Anteil von Athletinnen in der Sportberichterstattung über 15 Prozent.[¶] Insofern kann von einem geringen Stellenwert von weiblichen Sportprofis als Berichterstattungsobjekte gesprochen werden. Diese geringe Medienpräsenz von Sportlerinnen spiegelt damit in keiner Weise die tatsächliche Partizipation von Frauen im Profisport sowie ihre internationalen Erfolge wider.

Die Sportmedienrealität wird von den männlich dominierten Sportressorts konstruiert und funktioniert insofern nach geschlechterspezifischen Selektionskriterien. Da die Sportberichterstattung zudem überwiegend von Männern rezipiert wird, orientiert sie sich primär an deren Präferenzen. Demzufolge wird vielfach nur über jene Athletinnen berichtet, die traditionelle Weiblichkeitskonzepte aufrecht erhalten.[¶] Im Fokus

[¶] Vgl. Christoph Bertling/Daniela Schaaf, Spitzensportler/innen als Marke – Die Darstellung von Athletinnen und Athleten in der Werbung, in: Ilse Hartmann-Tews/Britt Dahmen (Hrsg.), Sportwissenschaftliche Geschlechterforschung im Spannungsfeld von Theorie, Politik und Praxis, Hamburg 2007, S. 139–149; Thomas Schierl/Christoph Bertling, Personalisierung und Prominenz in der Sportberichterstattung, in: T. Schierl (Anm. 2), S. 155–166.

[¶] Vgl. Daniela Schaaf/Jörg-Uwe Nieland, Der widerständigen Zähmung. Zur Sexualisierung des Frauenfußballs, in: *Das Argument*, (2011) 290, S. 61–67. Zum Konzept der hegemonialen Männlichkeit vgl. Robert W. Connell, *Gender and Power. Society, the Person and Sexual Politics*, Cambridge–Oxford 1987.

[¶] In den Präsidien der Spitzenverbände liegt der Anteil von Frauen in Führungspositionen zwischen 10 und 20 Prozent; in den Sportredaktionen beträgt der Anteil von Journalistinnen gerade einmal 8 Prozent; in den Sportsponsoring-Agenturen der werbungstreibenden Unternehmen lässt sich ein Frauenanteil von 20 Prozent unter den Marketingentscheidern ermitteln. Vgl. DOSB (Hrsg.), *Sport in Deutschland 2008/09*, Frankfurt/M. 2008; Gertrud Pfister, *Gender, Sport und Massenmedien*, in: Claudia Kugelman/Gertrud Pfister/Christa Zipprich (Hrsg.), *Geschlechterforschung im Sport. Differenz und/oder Gleichheit*, St. Augustin–Hamburg 2004, S. 59–88; Daniela Schaaf, *Einzelsportlervermarktung im Frauenfußball. Eine Analyse der Selektionskriterien von Massenmedien und Sponsoren im Hinblick auf die FIFA-WM 2011*, unveröff. Forschungsbericht, Köln 2010.

[¶] Vgl. Johanna Dorer, *Mediensport und Geschlecht*, in: *Medienimpulse*, (2007) 62, S. 25–31.

[¶] Ilse Hartmann-Tews/Bettina Rulofs, *Sport: Analyse der Mikro- und Makrostrukturen sozialer Ungleichheit*, in: Ruth Becker/Beate Kortendiek (Hrsg.), *Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie*, Wiesbaden 2004, S. 564–569, hier: S. 566.

[¶] Vgl. Bettina Rulofs, *Konstruktion von Geschlechterdifferenzen in der Sportpresse? – Eine Analyse der Berichterstattung zur Leichtathletik WM 1999*, Butzbach–Griedel 2003; I. Hartmann-Tews/B. Rulofs (Anm. 2).

[¶] Vgl. Ilse Hartmann-Tews/Bettina Rulofs, *Die Konstruktion von Geschlecht im Rahmen der visuellen Sportkommunikation*, in: Thomas Schierl (Hrsg.), *Die Visualisierung des Sports in den Medien*, Köln 2004, S. 111–134.

des redaktionellen Interesses sind daher die Vertreterinnen der ästhetisch-kompositorischen Sportarten sowie Individualsportarten, bei denen Eleganz und Anmut scheinbar im Vordergrund der sportlichen Leistung stehen. Der vorherrschende weibliche Stereotyp im Mediensport reflektiert insofern das gesellschaftlich erwartete weibliche Schönheitsideal, das von einer grazilen Schlankheit und heteronormativen sexuellen Ausstrahlung geprägt ist. Daher ist der von Athletinnen repräsentierte Sportartenkanon deutlich begrenzt: Fast zwei Drittel aller in der Tagespresse abgebildeten Fotos von weiblichen Sportprofis zeigen Tennisspielerinnen, die anderen „Frauensportarten“ (etwa Eiskunstlauf, Rhythmische Sportgymnastik) sind lediglich mit Anteilen unter sechs Prozent vertreten, während Protagonistinnen aus „Männersportarten“ nahezu vollständig aus der Berichterstattung ausgeblendet werden.¹⁰

Auch lässt sich eine unvoreilhaftige Darstellung von Sportlerinnen in Bezug auf die Foto-Berichterstattung in der Tagespresse ausmachen. Untersuchungen ergaben, dass Athletinnen weniger in triumphalen Posen, sondern vielmehr als bescheidene Siegerinnen abgelichtet werden. Zudem erfolgt die visuelle Präsentation von Männern in der Sportpresse häufiger in sportlicher Aktion, also beim Laufen oder Springen, in kämpferischer Auseinandersetzung, während Frauen zwar am Wettkampfort (etwa in gestellten Posen am Spielfeldrand), jedoch nicht bei der eigentlichen Sportausübung gezeigt werden. Stattdessen ist eine Zunahme von Abbildungen im außersportlichen Kontext – etwa im Privatleben in der Rolle als Mutter oder Ehefrau – zu beobachten.¹¹ Diese redaktionelle Fokussierung auf *human-interest*-Themen lenken von den sportlichen Aktivitäten der Athletinnen ab, zudem werden ihre Erfolge und Titel marginalisiert. Es entsteht der Eindruck, dass der Frauensport eine wesentlich geringere Bedeutung im professionellen Sport einnimmt.

Diese Annahme wird durch die zahlreichen Trivialisierungen von Sportlerinnen

¹⁰ Vgl. B. Rulofs (Anm. 8), S. 170ff.; I. Hartmann-Tews/B. Rulofs (Anm. 9), S. 116ff.; zur besonderen Rolle von Fußballerinnen: D. Schaaf/J.-U. Nieland (Anm. 4).

¹¹ Vgl. B. Rulofs (Anm. 8), S. 171f.; I. Hartmann-Tews/B. Rulofs (Anm. 2), S. 144.

in der medialen Berichterstattung verstärkt. So werden sie wesentlich häufiger als ihre männlichen Kollegen mit verniedlichenden Attributen beschrieben, wie „Turnküken“, „Rennmiese“ oder „Sportmädel“.¹² Auch die distanzlose Nennung der Athletin beim Vornamen oder Spitznamen kann zu einem Prozess der „Entsportlichung“ von weiblichen Sportprofis beitragen, da diese aufgrund einer verstärkten trivialisierten Berichterstattung von den Rezipienten nicht mehr als „richtige“ Sportlerinnen wahrgenommen werden.¹³

Sexualisierung des Mediensports

Seit Mitte der 1980er Jahre lässt sich medienübergreifend verstärkt die visuelle Repräsentationsstrategie der Sexualisierung in der Sportberichterstattung beobachten. Dabei werden Aussehen und attraktive Ausstrahlung der Sportlerinnen zur wichtigsten Bildaussage, ihre Darstellung soll möglichst erotisch sein. Die sportlichen Leistungen oder der errungene Sieg werden so in den Hintergrund gedrängt.¹⁴ Zahlreiche Befunde verweisen darauf, dass einzelne, sexuell konnotierte Körperpartien der Athletinnen in den Mittelpunkt der Fotos gerückt werden, etwa das Gesäß, Beine oder Busen.¹⁵ Zudem wer-

¹² Vgl. Margret Duncan/Michael Messner, Gender Stereotyping in televised sports – A follow-up to the 1989 study, Los Angeles 1994; Catriona T. Higgs/Karen H. Weiler, Gender bias and the 1992 summer Olympic Games: An analysis of television coverage, in: *Journal of Sports & Social Issues*, (1994) 3, S. 234–248; Marie-Luise Klein, Frauensport in der Tagespresse. Eine Untersuchung zur sprachlichen und bildlichen Präsentation von Frauen in der Sportberichterstattung, Bochum 1986; dies./Gertrud Pfister, Goldmädel, Rennmiesen und Turnküken. Die Darstellung der Frau in der Sportberichterstattung der BILD-Zeitung, Berlin 1985.

¹³ Vgl. D. Stanley Eitzen/Maxine Baca Zinn, The De-athleticization of Women: The Naming and Gender Marking of Collegiate Sport Teams, in: *Sociology of Sport Journal*, (1989) 4, S. 362–370.

¹⁴ Vgl. Daniela Schaaf/Jörg-Uwe Nieland (Hrsg.), Die Sexualisierung des Sports in den Medien, Köln 2011 (i. E.).

¹⁵ Vgl. I. Hartmann-Tews/B. Rulofs (Anm. 9); Sylvia Nagel, Erotik als Vermarktungsinstrument, in: Georg Anders/Elisabeth Braun-Laufer (Hrsg.), Sportlerinnen in den Medien. Möglichkeiten und Grenzen, Köln 1999, S. 33–39; C. T. Higgs/K. H. Weiler (Anm. 12); Margret Duncan, Sports Photographs and Sexual Difference: Images of Women and Men in the 1984 and 1988 Olympic Games, in: *Sociology of Sport Journal*, (1990) 7, S. 22–43; M.-L. Klein (Anm. 12).

den auch Einblicke auf intime Körperzonen gewährt (etwa unter den Rock einer Tennisspielerin) oder Sportlerinnen bewusst mit einem „Come on“-Blick inszeniert, sodass sie kaum noch als sportliches Vorbild, sondern als erotische Objekte männlichen Begehrens dienen.¹⁶

Damit werden entsprechende Ästhetisierungen sowohl von den Medien vorgenommen, die eventuell nicht erotisch intendierte Bewegungen und Positionen aus ihrem Kontext herauslösen und in einen neuen, nun sexuell anmutenden Zusammenhang stellen, als auch von den Sportlerinnen selbst, indem sie sich qua Bekleidung oder gezielt in einem Männermagazin erotisch positionieren lassen.¹⁷ Der Trend zur medialen Sexualisierung des Sportlerinnenkörpers ist jedoch kein neues Phänomen. Internationale Studien im Längsschnittsdesign zeigen, dass Athletinnen auch im Zeitverlauf kontinuierlich häufiger in erotischen Kontexten inszeniert werden und die Motive teilweise sogar Ähnlichkeiten mit Softpornos aufweisen.¹⁸

Sexualisierung als produktpolitische Ästhetisierungsstrategie

Der Körper nimmt im medial vermittelten Sport einen zentralen Stellenwert ein. Denn der Sport ist ein Sozialsystem, das in seinen Handlungsorientierungen primär auf den Körper und die Steigerung körperlicher Leistungen ausgerichtet ist.¹⁹ Er fungiert nicht nur als Medium der Darstellung von Stärke, Ausdauer und Aggressivität, sondern auch von Schönheit, Eleganz und Erotik. „Doing sport ist immer doing gender, bedeutet immer, sich selbst als Athletin und als Frau zu präsentieren.“²⁰ Daher lässt sich der Sportlerinnenkörper nicht nur auf den biologischen

respektive sozialen Geschlechtskörper reduzieren, er ist stets auch ein sexuell begehrter Körper, der als solcher bewusst inszeniert werden kann.²¹

In diesem Zusammenhang haben Ilse Hartmann-Tews und Bettina Rulofs festgestellt, dass der Körper „von den Sportlerinnen und ihren Managern auf sehr deutliche Weise als Kapital eingesetzt [wird], mit dem sie die Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit gewinnen“.²² Denn die Athletinnen müssen ihre Leistungen auf einem Markt anbieten, der aufgrund der weitgehenden Sättigung durch einen zunehmenden Verdrängungswettbewerb gekennzeichnet ist. Daher müssen sie zum Zweck der Differenzierung von der sportlichen Konkurrenz potenziellen Werbepartnern neben der sportlichen Leistung zunehmend einen „Zusatznutzen“ anbieten. Dieser besteht oftmals in einem sexuell-attraktiven Körper, der dem gesellschaftlich erwarteten Schönheitsideal entspricht und mit dem sich eine alleinstellende Profilbildung am Markt realisieren lässt.²³ Gertrud Pfister hat hierfür den Begriff des „Kournikova-Syndroms“ eingeführt: Dieser impliziert am Beispiel der russischen Tennisspielerin Anna Kournikova, dass die physische Attraktivität und sexuelle Ausstrahlung einer Sportlerin in den Massenmedien eine wesentlich größere Bedeutung einnehmen können als ihre sportliche Exzellenz.²⁴

Die Manager der Athletinnen und die PR-Strategen der Verbände setzen die Sexualisierung daher bewusst als produktpolitische Strategie zur Sponsorenakquise ein, indem sie ihre Klientinnen im Rahmen der Vermarktung gezielt für entsprechende Fotostrecken anbieten. Seit 1995 haben sich mehr als 30 weibliche Sportprofis für den Playboy oder ein anderes einschlä-

¹⁶ Vgl. M. Duncan (Anm. 15); I. Hartmann-Tews/B. Rulofs (Anm. 2).

¹⁷ Vgl. Thomas Schierl, Ästhetisierung als produktpolitisches Instrument medial vermittelten Sports, in: ders. (Anm. 9), S. 135–163.

¹⁸ Vgl. Michael Messner/Margret Duncan/Cheryl Cooky, Silence, sports, bras, and wrestling porn – Women in televised sports news and highlights shows, in: *Journal of Sport & Social Issues*, (2003) 3, S. 38–51; M. Duncan/M. Messer (Anm. 12).

¹⁹ Vgl. I. Hartmann-Tews/B. Rulofs (Anm. 9).

²⁰ G. Pfister (Anm. 5), S. 63.

²¹ Vgl. Nina Degele, *Sich schön machen. Zur Soziologie von Geschlecht und Schönheitshandeln*, Wiesbaden 2004.

²² I. Hartmann-Tews/B. Rulofs (Anm. 9), S. 124.

²³ Vgl. Daniela Schaaf, *Testimonialwerbung mit Sportprominenz. Eine institutionenökonomische und kommunikationsempirische Analyse*, Köln 2010.

²⁴ Vgl. Gertrud Pfister, *Das Kournikova-Syndrom. Bilder, Vorbilder und Doing-Gender im Spitzensport*, in: dies. (Hrsg.), *Frauen im Hochleistungssport*, Hamburg 2002, S. 41–58; dies. (Anm. 5), S. 75.

giges Männermagazin (etwa „FHM“, „GQ“, „Maxim“) erotisch in Szene setzen lassen. Hinzu kommen unzählige mediale Platzierungen von Einzelsportlerinnen in Tageszeitungen und Publikumszeitschriften sowie nackten Mannschaften in Kalendern. Eine Analyse dieser Publikationen zeigt, dass sich zwei Typen von medial sexualisierten Athletinnen identifizieren lassen: Erstens die ehemalige Sportlerin, die sich durch den erotischen Auftritt Anschlussengagements im Film-, Fernseh- und Showbusiness verspricht, um ihren Produktlebenszyklus maßgeblich zu verlängern und auch in der nachsportlichen Zeit Einnahmen zu erzielen. Zweitens die junge Athletin aus einer wenig medienaffinen Sportart, die am Anfang ihrer sportlichen Karriere steht und allenfalls einem interessierten Fachpublikum bekannt ist. Mittels der individuellen Ästhetisierungsstrategie qua Erotik kann sie eine erste mediale Beachtung erlangen. Darüber hinaus hilft diese Platzierung im Unterhaltungsressort beiden Typen, losgelöst aus einem sportlichen Kontext, neue und auch an Sport nicht interessierte Gruppen sowie potenzielle Sponsoren zu erreichen. Zudem führt sie zu weiteren bezahlten Medienplatzierungen, etwa als Gast in Talkshows und TV-Serien sowie auf Messen, die extra vergütet werden.²⁵

Frauen in „Männersportarten“ – eine Chance auf Emanzipation?

Der moderne Sport wurde von Männern für Männer erfunden. Die Sportentwicklung verlief deshalb über einen längeren Zeitraum ohne die Einbeziehung von Frauen. Zahlreiche Disziplinen, in denen Männer schon seit Beginn der Neuzeit bei den Olympischen Spielen um Medaillen kämpften, wurden zum Teil erst viele Jahrzehnte später für Frauen geöffnet.²⁶ Nach wie vor gelten jedoch Gewichtheben, Ringen, Boxen, Eishockey und Fußball als „Männersportarten“ bzw. männlich dominierte Sportarten, da sie vornehmlich von Männern betrieben werden und „an traditionell

²⁵ Vgl. Daniela Schaaf, Erotik als Vermarktungsstrategie von Spitzensportlerinnen, in: dies./J.-U. Nienland (Anm. 14).

²⁶ Vgl. G. Pfister (Anm. 5), S. 59f.; I. Hartmann-Tews (Anm. 1), S. 34.

männliche Geschlechtsstereotype, wie Aggressivität, Kraft, Risikobereitschaft und Konkurrenzverhalten anknüpfen“.²⁷ Christa Kleindienst-Cachay und Annette Kunzendorf haben das Eindringen von Frauen in diese klassischen Männerdomänen als erstes Zeichen der Emanzipation gewertet, denn sie würden die „bisher klar umrissenen Räume zur sozialen Herstellung von Männlichkeit“ in Frage stellen, traditionelle Geschlechtergrenzen überschreiten und zu einer allmählichen Auflösung gesellschaftlich akzeptierter Geschlechterstereotype beitragen.²⁸

Im Mediensport stoßen Athletinnen aus „Männersportarten“ jedoch auf Ablehnung, da ihre Körper aufgrund des harten Trainings oftmals nicht mehr dem traditionell weiblichen Schönheitsideal entsprechen. Abweichungen von dieser männlich konstruierten (aber auch von Frauen mitgetragenen) Norm werden selten akzeptiert und mit kommerzieller Nichtbeachtung bestraft. Protagonistinnen aus entsprechenden Disziplinen sind sowohl in der klassischen Sportberichterstattung als auch in der werblichen Anschlusskommunikation kaum vertreten.²⁹ Daher sehen sich Athletinnen aus männlich dominierten Sportarten noch stärker als Kolleginnen aus ästhetisch-kompositorischen Sportarten dazu gezwungen, ihre Weiblichkeit zu betonen.³⁰ Die Inszenierung erfolgt über den gezielten Einsatz von Gender-Symbolen wie Kleidung, Make-up, Nagellack, einer aufwändigen Frisur, Schmuck und der Hervorhebung der sekundären Geschlechtsmerkmale.³¹

²⁷ Christa Kleindienst-Cachay/Karoline Heckemeyer, Frauen in Männerdomänen des Sports, in: Ilse Hartmann-Tews/Bettina Rulofs (Hrsg.), Handbuch Sport und Geschlecht, Schorndorf 2006, S. 112–124, hier: S. 113.

²⁸ Christa Kleindienst-Cachay/Annette Kunzendorf, „Männlicher“ Sport – „weibliche“ Identität? Zur Problematik von Hochleistungssportlerinnen in männlich dominierten Sportarten, in: Sportunterricht, (2003) 10, S. 292–296. Vgl. auch Birgit Palzkill, Zwischen Turn- und Stöckelschuh. Die Entwicklung lesbischer Identität im Sport, Bielefeld 1990; Gertrud Pfister, Sport im Lebenszusammenhang von Frauen, Schorndorf 1999.

²⁹ Vgl. I. Hartmann-Tews/B. Rulofs (Anm. 2); D. Schaaf (Anm. 23).

³⁰ Vgl. S. Nagel (Anm. 15), S. 37.

³¹ Vgl. C. Kleindienst-Cachay/K. Heckemeyer (Anm. 27), S. 46 und S. 53.

Die Notwendigkeit einer Akzentuierung des „Frau-Seins“ besteht insbesondere im außersportlichen Kontext und zeigt sich in der Praxis in besonders eindrücklicher Weise im Frauenboxen: Einer genuinen „Männersportart“, die in Deutschland seit Mitte der 1990er Jahre durch die mehrfache Weltmeisterin Regina Halmich deutlich an Popularität gewinnen konnte. Halmich entspricht mit ihrer durchtrainierten, aber zarten Figur (Gewichtsklasse: Fliegengewicht) und langen Haaren dem gängigen Schönheitsideal. Ihr Management verfolgte im Rahmen der Vermarktung einerseits die Sexualisierung als produktpolitische Strategie („Playboy“ 2003, „Max“ 2007), andererseits wurde sie auch außerhalb der klassischen Sportberichterstattung platziert, um ihren Bekanntheitsgrad zu erhöhen. Halmichs Showkämpfe gegen TV-Entertainer Stefan Raab (2001 und 2007) erzielten hohe Reichweiten (jeweils über sieben Millionen Zuschauer) und führten zu zahlreichen Anschlussengagements, etwa als TV-Moderatorin („Biggest Loser“, Kabel Eins) oder Schauspielerin („Hinter Gittern“, RTL). Zur Vermarktungsstrategie passt es, dass Halmich auch nach Beendigung ihrer aktiven Karriere ein kontinuierliches „Gendern“ ihres Sportlerinnenkörpers beibehält. So ließ sie sich jüngst ihre durch mehrere Brüche zertrümmerte Nase unter medialer Begleitung korrigieren. Damit signalisiert Halmich, dass sie auch weiterhin für potenzielle Medien- und Werbepartner attraktiv bleiben möchte. Fraglich ist jedoch, inwiefern die ehemalige Profiboxerin mit diesem „Schönheitshandeln“³² ein positives Vorbild für Mädchen darstellt.

Das emanzipatorische Potenzial des Frauenboxens wird da vielmehr in Sportfilmen sichtbar. Beispiele sind die mehrfach ausgezeichneten Boxfilme „Girlfight“ (USA 2000) und „Million Dollar Baby“ (USA 2004), die Hinweise für die Überwindung von Geschlechterdifferenzen im Sport und der Ausbildung einer weiblichen Sportidentität geben. Die Hauptdarstellerinnen Michelle Rodriguez („Girlfight“) und Hillary Swank („Million Dollar Baby“) vermitteln in ihren Rollen als emanzipierte Sportlerinnen, also mit fiktiven Figuren, eher ein positives weibliches Vorbild für junge Mädchen als viele reale Athletinnen.

³² N. Degele (Anm. 21).

Unsere Ausführungen zeigen, dass Sportlerinnen zwar mittels der produktpolitischen Sexualisierungsstrategie durchaus eine hohe mediale Aufmerksamkeit erzielen können, dies jedoch nicht als emanzipatorischer Erfolg zu werten ist. Denn Emanzipation bedeutet primär die Befreiung von gesellschaftlicher Abhängigkeit und fremdbestimmten Normen. Da die weiblichen Sportprofis indes bereit sind, sich den männlichen Präferenzen anzupassen, internalisieren sie letztlich die Geschlechterhierarchie. Insbesondere weil sie diese Normen widerstandslos übernehmen und sich so in die hegemonialen Strukturen einordnen, reproduzieren sie das Patriarchat und verhindern langfristig eine Emanzipation – mit negativen Konsequenzen für Nachwuchssportlerinnen und Sportrezipientinnen. Die Geschlechterdifferenz im Sport ist somit noch lange nicht überwunden – „der Sport ist und bleibt eben ein Abbild der Gesellschaft, aus der er entstammt.“³³

Langfristig lässt sich eine Dekonstruktion der traditionellen Geschlechterbilder im Mediensport nur realisieren, wenn sich nicht nur die quantitative und qualitative Präsenz von Sportlerinnen erhöht, sondern Frauen auch in den Führungspositionen der Redaktionen, Sponsoringabteilungen und Sportverbänden angemessen vertreten sind. Denn für eine Emanzipation von Frauen im Sport ist es zwingend erforderlich, sie aktiv an allen Entscheidungsprozessen zu beteiligen. Abschließend stellt sich daher die Frage, inwiefern die aktuell diskutierte Frauenquote für die Vorstände und Aufsichtsräte der DAX-Unternehmen nicht auch für die Institutionen der Sport-Medien-Wirtschafts-Allianz gelten sollte.

³³ Gabriele Sobiech, Im Abseits? Mädchen und Frauen im Fußball-Sport, in: Holger Brandes/Harals Christa/Ralf Evers (Hrsg.), Hauptsache Fußball. Sozialwissenschaftliche Einwürfe, Göttingen 2006, S. 147–169, hier: S. 166.

Nina Holsten · Simone Wörner

Frauenfußball – zurück aus dem Abseits

Unter dem Slogan „20Elf von seiner schönsten Seite“ findet vom 26. Juni bis zum 17. Juli 2011 die „FIFA Frauen-Weltmeisterschaft“ in Deutschland statt.¹ Seit 2008 wird das sportliche Weltereignis vom Organisationskomitee des Deutschen Fußballbundes (DFB) unter Leitung der ehemaligen Nationalspielerin Steffi Jones vorbereitet, und die Werbung für Event, Sportart und Spielerinnen läuft auf Hochtouren. Welches Bild des Frauenfußballs ist es nun, das seit einigen Jahren von Veranstaltern und Medien in der Öffentlichkeit lanciert wird? Jones sagte dazu bei der Präsentation des Slogans: „Die Emotionen des Fußballs generell, die besondere Ästhetik und Dynamik des Frauenfußballs und die einzigartige Atmosphäre einer WM – all' diese Aspekte vereint unser Leitspruch. (...) Jeder soll dabei sein, wenn im Jahr 2011 die besten Frauen der Welt die schönste (Neben)Sache der Welt zelebrieren. In der für Frauen typischen Art und Weise: elegant, dynamisch, technisch versiert, leicht und locker ... kurzum: schön.“²

Nina Holsten

Geb. 1965; Historikerin und Ausstellungskuratorin, graphische werkstätten feldstraße, Feldstraße 48, 20357 Hamburg. n.holsten@gw-feldstrasse.de

Simone Wörner

M.A., geb. 1964; Kulturwissenschaftlerin und Ausstellungskuratorin, graphische werkstätten feldstraße (s. o.). s.woerner@gw-feldstrasse.de

Hier scheint sich in den vergangenen Jahren ein fundamentaler Wahrnehmungswandel vollzogen zu haben: Das lange gepflegte Klischee der Ball tretenden „Suffragetten“, „Mannweiber“ oder „Kampflesben“ scheint ausgedient zu haben zugunsten eines neuen Klischees der „emotionalen und schönen“ Frauen, die ebensolchen Fußball spielen. Was gleich geblieben ist, ist die Folie, vor der die Zuschreibung erfolgt: die Folie der Männerperspektive auf Männerfußball.

Nach zahlreichen internationalen Erfolgen der deutschen Nationalmannschaft – sieben

Europa- und zwei Weltmeistertitel, sowie dreimal olympisches Bronze in knapp 30 Jahren – bietet die Frauen-WM einen geeigneten Anlass, einen bilanzierenden Blick auf den Frauenfußball zu richten und dabei über das reine Spiel hinaus zu sehen.³ Dabei ist auszuloten, inwieweit sich Fußball als „eines der letzten Reservate von Männlichkeit“,⁴ das seismografisch auf die Auflösung von klassischen Rollenbildern oder Geschlechtszuschreibungen reagiert, dazu eignet, die Frage nach Emanzipation anhand der Kriterien Ausgrenzung und Teilhabe, Rahmenbedingungen und gesellschaftlicher Wahrnehmung zu erörtern. Zudem soll nach der emanzipatorischen Wirkkraft speziell des Frauenfußballs gefragt werden. Denn die zurückliegenden Jahrzehnte der mehr oder minder friedlichen Koexistenz von Fußball und Frauenfußball haben gezeigt, dass diese Unterscheidung notwendig zu sein scheint, um beiden Phänomenen gerecht zu werden.

Spielstand 1900

Fußball schien lange Zeit mit unhinterfragter Selbstverständlichkeit nur ein Sport für Männer zu sein. Fußball spielende Frauen wurden als Abweichung von der Norm wahrgenommen, sie hatten sich für ihr Fußballspiel zu rechtfertigen und mit Behinderungen und Verboten auseinanderzusetzen. Das war aber nicht immer so. In Handbuchartikeln zur Entstehungsgeschichte des Fußballs ist nachzulesen, dass Frauen an den frühesten Spielformen im Mittelalter beteiligt waren.⁵ Und noch im 18. Jahrhundert wur-

¹ Die Fußballautorin Nicole Selmer hat darauf hingewiesen, dass in der offiziellen Bezeichnung dieser Weltmeisterschaft das Wort Fußball nicht vorkommt. Männer spielen bei einer WM Fußball. Was passiert bei einer Frauen-WM?

² WM-Slogan 2011: 20Elf von seiner schönsten Seite!, 22. 4. 2009, online: [www.dfb.de/index.php?id=500014&tx_dfbnews_pi1\[showUId\]=17956&tx_dfbnews_pi1\[sword\]=logo%20arena%20deutschland&tx_dfbnews_pi4\[cat\]=167](http://www.dfb.de/index.php?id=500014&tx_dfbnews_pi1[showUId]=17956&tx_dfbnews_pi1[sword]=logo%20arena%20deutschland&tx_dfbnews_pi4[cat]=167) (13. 2. 2011).

³ Überblicke bieten z. B. Beate Fechtig, *Frauen und Fußball*, Dortmund 1995; Eduard Hoffmann/Jürgen Nendza, *Verlacht, verboten und gefeiert. Zur Geschichte des Frauenfußballs in Deutschland*, Weilerswist 2006; Rainer Hennies/Daniel Meuren (Hrsg.), *Frauenfußball. Der lange Weg zur Anerkennung*, Göttingen 2009.

⁴ Matthias Marschik, *Frauenfußball und Maskulinität*, Münster u. a. 2003, S. 405.

⁵ Vgl. Gustav Bogeng (Hrsg.), *Geschichte des Sports aller Völker und Zeiten*, Leipzig 1926.

de der vormoderne Fußball zum Vergnügen auf kirchlichen Festen von Frauen und Männern gespielt. Dabei sind sowohl Spiele von gemischten Teams überliefert als auch Spiele, bei denen Frauen gegen Männer oder Frauenteams aus unterschiedlichen Dörfern gegeneinander antraten.⁶ Im Gegensatz zu heute war das Geschlecht noch kein trennendes Kriterium für die Mannschaftsbildung.⁷

Der moderne Fußball entwickelte sich zwischen 1750 und 1850 aus dem unregulierten Volksfußballspiel. Das Spiel wurde in England von Schulen aufgegriffen und dort durch die Festschreibung von Regeln formalisiert. Die Pädagogen sahen in ihm eine Möglichkeit, die Persönlichkeitsentwicklung von Schülern zu fördern und es auf der Basis von überregional verbindlichen Regeln auch mit der Wettkampfdiee des modernen Sports zu verbinden.⁸ Frauen und Mädchen wurden zu dieser Zeit zwar noch in geringem Umfang beteiligt,⁹ Fußball war aber sowohl in England als auch später in Deutschland das Spiel, das in erster Linie für Jungen etabliert und ausgebaut wurde. Die geringe Beteiligung von Mädchen und Frauen wurde mit der Zeit immer weiter eingeschränkt, und ausgehend von der Geschlechterdifferenzierung wurden sie schließlich ganz vom Fußballspiel ausgeschlossen.

Zunächst hatte die Zahl der Fußball spielenden Frauen jedoch zugenommen. In England gründete 1894 Nettie Honeyball das erste Frauenfußballteam, und am 23. März 1895 fand ein Spiel zwischen einer nord- und einer südenglischen Frauenauswahl vor rund 10 000 Zuschauern statt. Auch für den Anfang des 20. Jahrhunderts lässt sich durch-

aus eine Beteiligung von Frauen am Fußballspiel feststellen. Sie traten gegeneinander an, spielten in gemischten Teams oder auch gegen Männermannschaften.¹⁰ Dagegen war im Kampf um gleiche bürgerliche Rechte, den Nettie Honeyball als Frauenrechtlerin und Lady Florence Dixi, Präsidentin des Frauenfußballclubs und aktives Mitglied der Frauenstimmrechtsvereinigung, vermutlich auch führten, noch keine Lösung in Sicht.¹¹ Erst 1918/19 wurde der Forderung der Frauenwahlrechtsbewegung in Deutschland, England und Frankreich mit der Einführung des Wahlrechts für Frauen nachgegeben.

Erster Weltkrieg – Stunde der Fußballerinnen?

Während des Ersten Weltkriegs kam der Ligaspielbetrieb der Männer fast vollständig zum Erliegen; vor allem in England entwickelte sich der Frauenfußball nun unter sehr günstigen Rahmenbedingungen weiter. Es gründeten sich viele neue Frauenfußballmannschaften, und die Football Association (FA) stellte den Frauen wegen der großen Zuschauernachfrage Plätze und Infrastruktur zur Verfügung. Die Eintrittsgelder der Spiele wurden ausschließlich für wohltätige Zwecke verwendet. Das bekannteste Frauenteam dieser Zeit waren die „Dick Kerr’s Ladies“, die 1917 von den Arbeiterinnen einer Munitionsfabrik in Preston gegründet worden war. Sie spielten am 26. Dezember 1920 in Everton vor 50 000 Zuschauern gegen die „St. Helen Ladies“, im selben Jahr in Paris vor 20 000 Zuschauern gegen eine französische Frauenfußballauswahl und gewannen 1922 auf einer Tour durch die USA und Kanada gegen Männermannschaften. Ende 1921 hatte fast jede größere Stadt in England ein eigenes Frauenfußballteam; durch den regelmäßigen Spielbetrieb kam es zu Leistungssteigerungen und Professionalisierungstendenzen.¹²

⁶ Vgl. Allen Guttmann, *Women’s Sport*, New York 1991, S. 47 f.; David J. Williamson, *The Belles of the Ball: The early History of Women’s Football*, Devon 1991.

⁷ Vgl. Marion Müller, *Das Geschlecht des Fußballs – Zur „Polarisierung der Geschlechtercharaktere“ im Fußball*, in: *Sport und Gesellschaft*, (2007) 2, S. 113–141, S. 121.

⁸ Vgl. Eric Dunning, „Volksfußball“ und Fußballsport, in: Wilhelm Hopf (Hrsg.), *Fußball. Soziologie und Sozialgeschichte einer populären Sportart*, Bensheim 1979, S. 12–18.

⁹ Philipp Heineken führt gegen das von Kritikern vorgebrachte Argument, dass Fußball zu brutal sei, an, dass sich selbst die kickenden Schülerinnen „ganz wohl dabei befinden“. Philipp Heineken, *Das Fußballspiel: Association und Rugby*, Hannover 1993 (Erstausgabe: 1889), S. 222–229.

¹⁰ So deutet Marion Müller das Verbot der englischen Football Association von 1902, das den Mitgliedsvereinen Spiele gegen „Ladyteams“ untersagte. Vgl. Marion Müller, *Fußball als Paradoxon der Moderne: zur Bedeutung ethnischer, nationaler und geschlechtlicher Differenzen im Profifußball*, Wiesbaden 2009, S. 71.

¹¹ Eine umfassende Untersuchung der Beziehungen zwischen Frauenfußball und der Frauenstimmrechtsbewegung steht noch aus.

¹² Vgl. M. Müller (Anm. 10), S. 74.

Parallel zu dieser Entwicklung im Frauenfußball wurden Frauen verstärkt für die Erwerbsarbeit mobilisiert, um die im Krieg dienenden Männer zu ersetzen. Viele Frauen machten durch die Aufwertung der Frauenarbeit und die damit verbundene finanzielle Unabhängigkeit die Erfahrung von Freiheit.¹³ Doch die Vermutung, der Erste Weltkrieg habe die Beziehung zwischen den Geschlechtern von Grund auf umgewälzt und eine emanzipatorische Wirkung gehabt, haben Historikerinnen widerlegt.¹⁴

Nach dem Krieg verwiesen die zurückgekehrten Männer die Frauen in vielen Gesellschaftsbereichen wieder auf ihren ursprünglichen Platz in der Familie zurück. Sowohl in Deutschland als auch in England fehlte es an Akzeptanz für die Erwerbsarbeit von Frauen, lediglich in Frankreich schien eine tolerantere Haltung gegenüber berufstätigen Frauen möglich zu sein.¹⁵ Ob dies auch den unterschiedlichen Umgang in Frankreich und England mit dem Frauenfußball erklärt, wäre zu überprüfen.

In England schuf die FA 1921 für den Frauenfußball unüberwindbare Hindernisse, indem sie ihren Mitgliedsverbänden verbot, auf ihren Plätzen Frauenfußballspiele auszutragen. Als offizielle Begründung für diese Entscheidung wurden angebliche Unregelmäßigkeiten bei den für wohltätige Zwecke bestimmten Eintrittsgeldern angegeben.¹⁶ In Frankreich konnten die Frauen dagegen zunächst ungehindert von Verboten Fußball spielen, gesellschaftlich stießen sie aber auch hier auf eher ablehnende Reaktionen. Im Wettbewerb um die französische Frauenfußballmeisterschaft, der bis Anfang der 1930er Jahre ausgetragen wurde, war vor allem das 1917/1918 gegründete Team von Fémina Sport Paris erfolgreich, das den Titel mehrmals gewann und auch regelmäßig eine große Anzahl Spielerinnen für die Auswahl bei internationalen Begegnungen stellte. Ende der 1920er Jahre fehlte es den Frauenfußballvereinen je-

¹³ Vgl. Françoise Thébaud, Der erste Weltkrieg. Triumph der Geschlechtertrennung, in: Georges Duby/Michelle Perrot (Hrsg.), Geschichte der Frauen, Paris 1995, S. 33–91, S. 52.

¹⁴ Vgl. ebd., S. 35.

¹⁵ Vgl. ebd., S. 61.

¹⁶ Vgl. Fabian Brändle/Christian Koller, Goal! Kultur- und Sozialgeschichte des modernen Fußballs, Zürich 2002, S. 219.

doch an Nachwuchs, das Interesse der Zuschauer ließ nach und im Zuge der Weltwirtschaftskrise stellten die Sportdachverbände die staatlichen Zuschüsse ein, die den Spielbetrieb außerhalb Paris ermöglicht hatten.¹⁷

Bis zum Verbot: Anfänge in Deutschland

Der Frauenfußball hat in Deutschland keine so weit zurückreichende Tradition wie in England oder Frankreich. Als das Spiel nach Deutschland kam, fehlte es ihm zunächst generell an Akzeptanz, denn auch für Männer galt Fußball im Vergleich zum Turnen als zu kämpferisch, leistungsorientiert und undeutsch.¹⁸ Abhandlungen über sinnvolle Leibesübungen für Frauen kreisten während des Kaiserreiches vor allem um die Frage, wie die weibliche Gesundheit und Anmut durch sportliche Betätigung gefördert werden könne. Ein Umdenken begann erst in der Zeit der Weimarer Republik. In dieser Aufbruchstimmung kam es zum Durchbruch des Frauensports, und es gab kaum eine Disziplin, in der Frauen sich nicht versuchten.

Ab Mitte der 1920er Jahre wurde dann die Frage, ob Frauen Fußball spielen sollten oder nicht, von Männern in Sportzeitschriften mit den aus der Geschlechterdifferenz abgeleiteten körperlichen und psychologischen Argumenten diskutiert.¹⁹ Eine häufig wiederkehrende Begründung gegen Frauenfußball, die etwa innerhalb des Arbeiter-Turn- und Sportbundes (ATSB) angeführt wurde, war die Vorstellung, dass die Wettkampfform mit dem weiblichen Wesen unvereinbar sei. Zugleich wurden ab Ende der 1920er Jahre in der Fußballsparte des ATSB weibliche Mitglieder aufgeführt.²⁰ Die Tatsache, dass diese Fragen diskutiert wurden, lässt vermuten, dass

¹⁷ Vgl. Gertrud Pfister, Von Suffragetten, Megären und Mannweibern – Frauenfußballgeschichten im internationalen Vergleich, in: Ulrike Röger (Hrsg.), Frauen am Ball: Analysen und Perspektiven der Genderforschung, Hamburg, 2008, S. 11–16.

¹⁸ Vgl. Dietrich Schulze-Marmeling, Fußball. Zur Geschichte eines globalen Sports, Göttingen 2000, S. 65.

¹⁹ Vgl. Walter Huit, Soll das weibliche Geschlecht Fußball spielen?, in: Sport und Sonne, (1925) 6, S. 24 ff.; Georg Bendix, Die Fußballerin, in: Die Freie Turnerin, (1925) 3, S. 3 f.

²⁰ Vgl. Sigrid Block, Frauen und Mädchen in der Arbeitersportbewegung, Münster 1987, S. 185 ff.

Frauen bereits tatsächlich in einem bemerkbaren Ausmaß Fußball gespielt haben.

Aufgrund seines Namens galt bislang der Erste Deutsche Damen-Fußball-Club (1. DDFC), den Lotte Specht 1930 in Frankfurt am Main gründete, als Wiege des deutschen Frauenfußballs. Doch es ist davon auszugehen, dass Frauen bereits in den 1920er Jahren mehr oder weniger sichtbar für die Öffentlichkeit Fußball spielten. In der offiziellen Form eines Fußballvereins mit Spielen vor Zuschauern, die Lotte Specht zu etablieren versuchte, wurde dem Fußballspiel der Frauen jedoch noch mit schärfster Kritik begegnet, was unter anderem eine Ursache dafür war, dass sich der DDFC nach einem Jahr schon wieder auflöste.^{F²¹}

Auch während des Nationalsozialismus galt Fußball als männlicher Kampfsport, der sich für Frauen nicht eigne. 1936 teilte der DFB als gleichgeschalteter Verband im Fachamt Fußball in einer Mitteilung des Fußball-Presstedienstes mit, dass Fußball zu den Sportarten gehöre, die dem Wesen der Frau nicht entsprächen.^{F²²}

Ein wirkliches Verbot folgte aber erst in den 1950er Jahren. Vor allem nach der von Deutschland gewonnenen Weltmeisterschaft 1954 wuchs die allgemeine Fußballbegeisterung von Männern und Frauen. Bald schon wurden ähnliche Diskussionen wie 1921 geführt, ob Fußball ein Sport für Frauen sei. So waren es neben „grundsätzlichen Erwägungen“ auch „ästhetische Gründe“,^{F²³} die den DFB dazu bewogen, auf seinem Bundestag in Berlin am 30. November 1955 einstimmig zu beschließen, „a) unseren Vereinen nicht zu gestatten, Damenfußball-Abteilungen zu gründen oder Damenfußball-Abteilungen bei sich aufzunehmen, b) unseren Vereinen zu verbieten, soweit sie im Besitz eigener Plätze sind, diese für Damenfußballspiele zur Verfügung zu stellen, c) unseren Schieds- und Linienrichtern zu untersagen, Damenfußballspiele zu leiten.“^{F²⁴}

^{F²¹} Vgl. E. Hoffmann/J. Nendza (Anm. 3), S. 24.

^{F²²} Vgl. Pressemitteilung des DFB vom 5.3.1936, DFB-Archiv, Frankfurt/M.

^{F²³} Vgl. E. Hoffmann/J. Nendza (Anm. 3), S. 28.

^{F²⁴} Niederschrift über den ordentlichen Bundestag des DFB am 30.7.1955 in Berlin, S. 12, DFB-Archiv, Frankfurt/M.

Hierbei bediente sich der DFB einer ähnlichen Strategie, wie sie die englische FA 1921 verfolgt hatte: Durch die (männliche) Kontrolle über die Plätze sollte die Kontrolle über die Fußballspielerinnen und damit deren Exklusion aus diesem Sport erreicht werden. Die Gesetzeslage in den 1950er Jahren zeigt ein vergleichbares Bild männlicher Einflussnahme: Das Gleichberechtigungsgesetz, das am 1. Juli 1958 in Kraft trat, passte immerhin das Ehe- und Familienrecht an das Grundgesetz an, in dem die Gleichberechtigung von Männern und Frauen festgeschrieben ist (Art. 3, Abs. 2). Frauen wurde nun unter anderem die Berufstätigkeit zugestanden, allerdings unter der Voraussetzung, dass ihre innerfamiliären Verpflichtungen nicht darunter zu leiden hatten.

Wissenschaftliche Schützenhilfe fand der DFB für sein Verbot unter anderem bei Medizinerinnen wie Albert Zapp, der – mit ähnlicher Argumentation wie sie bereits im 19. Jahrhundert vorgetragen worden war – die Schädlichkeit von Leistungssport für Frauen auf das Fußballspiel übertrug.^{F²⁵} Auch der niederländische Psychologe Fred J. J. Buytendijk diagnostizierte das Treten als typisch männlich: „Ob darum das Getreten weiblich ist, lasse ich dahingestellt. Jedenfalls ist das Nichttreten weiblich. Im Fußballspiel zeigt sich in spielender Form das Grundschema der männlichen Neigungen und der Werte der männlichen Welt.“^{F²⁶}

Bis zur Aufhebung des Verbots

Es zeigte sich rasch, dass das Verbot nur begrenzt Wirkung hatte, denn Frauenfußball fand während der gesamten Verbotszeit trotzdem statt. Vor allem in den Hochburgen im Ruhrgebiet und in Süddeutschland trafen sich Frauenmannschaften zu Begegnungen. Oftmals gingen die frauenfußballerischen Aktivitäten in den 1950er Jahren auf männliche Organisatoren zurück. Der Essener Kaufmann Willi Ruppert beispielsweise gründete 1956 den „Westdeutschen Damen-Fußball-Verband e. V.“, später den „Deutschen Damen-Fußball-Bund e. V.“ und organisierte Länderbegegnun-

^{F²⁵} Vgl. Dietmar Osses, Fußball, weiblich, in: Franz-Josef Brüggemeier et al. (Hrsg.), Der Ball ist rund. Die Fußballeinstellung, Essen 2000, S. 298–309, S. 300.

^{F²⁶} Fred J. J. Buytendijk, Das Fußballspiel. Eine psychologische Studie, Würzburg 1953, S. 20.

gen einzelner Mannschaften gegen Teams aus den Niederlanden, was auf großes Publikumsinteresses stieß. Der DFB versuchte gegen diesen „Wildwuchs“ vorzugehen. 1957 etwa befasste sich der Deutsche Städtetag mit einer Drohung des DFB gegenüber der Stadt Frankfurt am Main, keine größeren Männerfußballbegegnungen mehr „nach Frankfurt zu legen, wenn nicht ein derzeit angesetztes Damenfußballspiel abgesagt würde“. Der Städtetag indes sah keinen Handlungsbedarf.¹⁷

Gegen Ende der 1960er Jahre gab es zahlreiche Frauenfußballmannschaften, Schätzungen belaufen sich auf eine Zahl zwischen 40000 und 60000 Frauen und Mädchen, die teils verbotenerweise in DFB-Vereinen wie dem SC Bad Neuenahr oder der TuS Wörrstadt Fußball spielten oder neue gründeten, wie zum Beispiel den Frankfurter Frauenfußballverein in der SG Oberst-Schiel. Doch nicht zuletzt die Befürchtung, dass sich die Fußballerinnen einem anderen Verband anschließen könnten, bewog die DFB-Spitze schließlich dazu, ihre ablehnende Haltung zu überdenken. „In der politischen und gesellschaftlichen Atmosphäre in der Bundesrepublik nach 1968, das die Adenauerära auch kulturell beendet hatte, war angesichts sozialliberaler Reformpolitik und neuer Frauenbewegung die verbandsrechtliche Diskriminierung des Frauenfußballs nicht mehr haltbar.“¹⁸

Kurz nachdem im Sommer 1970 in Italien eine erste inoffizielle Frauenfußball-WM stattgefunden hatte, an der auch Spielerinnen vom SC 07 Bad Neuenahr und dem SV Illertissen für Deutschland angetreten waren, kam es am 31. Oktober 1970 auf dem DFB-Bundestag zum „Wunder von Travemünde“ – die Delegierten beschlossen auf Antrag des DFB-Vorstands mit zwei Gegenstimmen, Frauenfußball zuzulassen: „a) Der im Jahre 1955 gefasste Beschluss Spiele von Frauenfußballmannschaften nicht zu gestatten, wird aufgehoben. b) Der DFB-Vorstand wird beauftragt, die erforderlichen Richtlinien zur Durchführung von Frauenfußballspielen aufzustellen und deren Annahme zu empfehlen.“¹⁹

¹⁷ Niederschrift über die 12. Sitzung des Sportausschusses am 10./11.7.1957 in Berlin, Landesarchiv Berlin, Signatur: B Rep. 142-09 Az.: 5-95-00-12, S. 5.

¹⁸ F. Brändle/C. Koller (Anm. 16), S. 225.

¹⁹ Niederschrift über den 22. ordentlichen Bundestag des DFB am 31.10.1970 in Travemünde, S. 10, DFB-Archiv, Frankfurt/M.

Was auf den ersten Blick wie der gewonnene Kampf um die Teilhabe am Fußballsport scheint, entpuppt sich auf den zweiten als Fortführung von Exklusionsstrategien. Denn es durfte zwar gespielt werden, und ein geordneter Spielbetrieb wurde ebenfalls auf den Weg gebracht, aber die Regeln, nach denen gespielt werden sollte, waren Sonderregeln – „Damenregeln“ eben. Diese sahen ein kleineres Spielfeld, einen Jugendball, eine kürzere Spielzeit, eine Winterpause, ein Verbot von Stollenschuhen und die Erlaubnis absichtlichen Handspiels zum Schutz vor schmerzhaften Begegnungen mit dem Ball (Schutzhand) vor. Mit der Aufhebung des Verbots wurde demnach nicht Fußball für Frauen geöffnet, sondern Frauenfußball als andere Sportart eingeführt.

Exkurs: Frauenfußball in der DDR

In der DDR war Frauenfußball nie verboten, so dass sich die Fußballerinnen der 1960er und 1970er Jahre nicht mit direkten Hindernissen, sondern eher mit Indifferenz auseinandersetzen hatten.²⁰ Als nichtolympische Disziplin galt Frauenfußball nicht als Leistungssport, dem staatliche Fördermaßnahmen zugebilligt worden wären, sondern wurde vom DDR-Fußballverband DFV im Bereich Freizeit- und Erholungssport angesiedelt.²¹ In den 1960er Jahren gab es bereits Frauenfußballmannschaften, die häufig auf Einzelinitiativen zurückgingen und hauptsächlich in Betriebssportgruppen organisiert waren, sowie erste Schiedsrichterinnen.

In den 1970er Jahren institutionalisierte sich der Frauenfußball zunehmend, ab 1979 gab es einen über die Bezirksebene hinausgehenden Wettbewerb. Diese sogenannte Bestenermittlung entsprach einer nationalen Meisterschaft, ohne so genannt werden zu dürfen. 1989 wurde eine DFV-Auswahlmannschaft berufen, die im Januar 1990 zur ersten DDR-Nationalmannschaft wurde. Diese trug ihr erstes und einziges Spiel am 9. Mai 1990 gegen die Tschechoslowakei aus und unterlag mit 0:3 Toren.

²⁰ Zum DDR-Frauenfußball mit einer Analyse der Parallelentwicklung in der Bundesrepublik erscheint 2011 die Dissertation von Carina Sophia Linne.

²¹ Aufschlüsse über den möglichen Einfluss von Frauenbild und Frauenrollenverständnis im sozialistischen Staat auf den Frauenfußball bietet C. S. Linne in ihrer Dissertation (Anm. 30).

Nach der Einführung des Frauenfußballs sorgte der DFB rasch für einen geordneten Spielbetrieb: Bereits 1972 verzeichnete der Verband 111 579 weibliche Mitglieder und 1788 Frauentteams. 1974 wurde die TuS Wörrstadt erster Deutscher Meister. Im selben Jahr schoss mit Bärbel Wohlleben erstmals eine Frau das von den Zuschauern der „Sportschau“ gewählte „Tor des Monats“. 1981 gewann die SSG Bergisch-Gladbach das Endspiel um den neu eingeführten DFB-Pokal der Frauen. Die Einführung der Bundesliga in der Saison 1990/1991 verlieh dem Frauenfußball einen weiteren Schub.

1981 bekam der DFB eine Einladung zur inoffiziellen Frauenfußball-Weltmeisterschaft in Taiwan. In Ermangelung einer Nationalmannschaft traten kurzerhand die Deutschen Meisterinnen der SSG Bergisch-Gladbach an, die das Turnier prompt gewannen. Dieser Erfolg bewog den DFB, eine offizielle Nationalmannschaft zu etablieren, die am 10. November 1982 ihr erstes Spiel gegen die Schweiz bestritt. Es folgte ein rascher Aufstieg in die Weltspitze, 1989 schließlich der erste Europameisterschaftstitel.

Trotz oder möglicherweise wegen des frühen Erfolgs wurde die Nationalmannschaft in den 1980er und teilweise in den 1990er Jahren in der öffentlichen Beurteilung einem stetigen, entwertenden Vergleich mit dem Männerfußball unterzogen. Ein Vergleich, der zwangsläufig hinkt, da Frauenfußball in den 1970er Jahren gerade als eigene Sportart etabliert werden sollte. Thesen wie die, dass die Frauennationalmannschaft gegen eine männliche B-Jugend verlieren würde, zeugen von dem Versuch, den Frauenfußball klein zu halten. Auch konnte der Frauenfußball im Alltagsbetrieb bislang nicht aus seinem (gemessen am Männerfußball) medialen Schattendasein heraustreten. Seit den 1990er Jahren werden die Erfolge zwar gewürdigt, sind jedoch nach wie vor Randspalten Thema. Größeres Medieninteresse bleibt internationalen Turnieren vorbehalten. Ebenso sind die Spielerinnen über ihren Sport hinaus kaum präsent und können vom Profifußball bis heute nur träumen. Die Zuschauerzahlen auf den Bundesligaplätzen gehen selten über eine dreistellige Zahl hinaus.

In Sachen Frauenfußball hat sich der DFB eindeutig „vom Old Boys Network und Männerreservat zum Modernisierer“^{F²} gewandelt, der sich dessen Förderung seit den 1980er Jahren in zahlreichen Programmen wie der aktuellen Kampagne „Team 2011“ auf die Fahnen geschrieben hat. Bereits 2010 hatte der DFB mehr als eine Million weibliche Mitglieder, die in 14 000 Frauen- und Mädchenmannschaften spielten.

Wird nun die Frage nach Rückeroberung oder Emanzipation gestellt, so wird deutlich, dass Frauenfußball keinesfalls ein „postfeministisches Phänomen“ ist, das eng mit den emanzipatorischen Fortschritten der Frauenbewegung der vergangenen 40 Jahre verknüpft ist, da er eine weit längere Tradition besitzt.^{F³} Rückeroberung trifft den Kern aber auch nur teilweise, denn der Frauenfußball hat einen neuen, vom Männerfußball unterschiedlichen Weg beschritten.

Was die Motivation der Akteurinnen selbst angeht, dürfte es sich um eine Gemengelage handeln, die diesen Sport so befördert hat. Von den Vorreiterinnen selbst, den Spielerinnen der 1950er und 1970er Jahre ebenso wie den aktuellen Sportlerinnen, wird das Fußballspiel selten als bewusster emanzipatorischer Akt, sondern eher als Teil eines emanzipierten Selbstverständnisses genannt. Gleichwohl ging und geht es immer auch um das Recht auf selbstverständliche Teilhabe an einem selbst gewählten Sport. „Ich habe aus Begeisterung, mit dem Ball umzugehen, mit dem Fußballspielen angefangen. Emanzipation war für mich nie ein Thema, es ging mir um rein sportliche Gründe“, sagte Bärbel Wohlleben, die 1974 das „Tor des Monats“ September erzielte, kürzlich in einem Interview.^{F⁴}

^{F²} Eike Emrich, Fußball und Modernisierung. Präsentation auf dem DFB-Frauen- und Mädchenfußball-Kongress 2010, online: www.dfb.de/uploads/media/PROF_EMRICH_1.pdf (11.3.2011).

^{F³} Vgl. Gertrud Pfister, Sport im Lebenszusammenhang von Frauen, Schorndorf 1999, S. 262

^{F⁴} Zit. nach: Anne Schmidt, 1970: Aufbruchstimmung im Frauenfußball. Eine empirische Untersuchung zur Entwicklung des Frauenfußballs in Deutschland unter besonderer Berücksichtigung der TuS Wörrstadt, unveröff. Staatsexamensarbeit, Mainz 2010, S. 99.

Gertrud Pfister

200 Jahre Turn- bewegung – von der Hasenheide bis heute

Die bunte Welt von Spiel und Sport setzt sich bei genauem Hinsehen aus zahlreichen kulturspezifischen Mustern zusammen,

Gertrud Pfister

Dr. phil., geb. 1945; Professorin für Sportsoziologie am Institut für Sportwissenschaft an der Universität Kopenhagen, Nørre Allé 51, 2200 Kopenhagen/Dänemark. gpfister@ifi.ku.dk

die von den politischen, ökonomischen, soziokulturellen und materiellen Bedingungen einer Gesellschaft abhängig sind. Grundsätzlich gilt, dass die jeweilige Bewegungskultur die Werte und Normen einer Gesellschaft „verkörpert“, sie aufgreift, präsentiert und verstärkt. Das bedeutet auch, dass man an Traditionen zwar anknüpfen kann (und sollte), dass sich aber die Bedingungen für turnerische und sportliche Aktivitäten verändern und dass sich deshalb auch die Ziele und Inhalte der Turn- und Sportbewegung immer wieder den aktuellen Gegebenheiten anpassen müssen. Zudem ist eine kritische Auseinandersetzung mit der Vergangenheit gefordert, die (Er)kenntnisse über die Entstehung und Entwicklung des Turnens und des Sports voraussetzt.

Anfänge auf der Berliner Hasenheide

Einer der wichtigsten „Väter“ der „Leibesübungen“ war der Philanthrop Johann Christoph GutsMuths (1759–1839). Die von ihm entwickelte, pädagogisch begründete „Gymnastik“ wurde weltweit rezipiert. Basierend auf den Ideen der Aufklärung entwickelten die Philanthropen eine revolutionäre Pädagogik, deren Ziel es war, ihre (männlichen) Schüler zu vernunftgeleiteten Bürgern zu erziehen. Da sich Vernunft nur durch Handeln und Erkenntnis, das heißt nur durch körperliche Aktivitäten und sinnliche Wahrnehmungen, entwickeln könne, hielten die Philanthropen Leibesübungen für unverzichtbar. Ihr breit gefächertes Übungskanon

diente Zeitgenossen und Nachfolgern bei der Entwicklung eigener Gymnastiksysteme als „Fundgrube“ in einer Zeit, in der aufgrund der Napoleonischen Kriege die körperliche Ertüchtigung der Jugend als unabdingbar erschien.¹

In Deutschland gilt Friedrich Ludwig Jahn (1778–1852) als der „Vater“ des Turnens, das er zusammen mit Gleichgesinnten aus seinen Ideen der „Volkserziehung“ entwickelte.² Der Begriff Turnen ist eine Erfindung Jahns und markierte die Entstehung eines neuen und spezifisch deutschen Gymnastikkonzepts. Die Turnbewegung verfolgte in erster Linie politische Ziele: die Befreiung Preußens von der französischen Besatzung, die Überwindung der feudalen Ordnung und die Gründung eines deutschen Nationalstaats.³ Die Entwicklung des Turnens hatte aber auch eine praktische Komponente. Jahn, der als Hilfslehrer in Berlin tätig war, wanderte an Nachmittagen mit den ihm anvertrauten Jugendlichen vor das Hallesche Tor, übte mit ihnen Springen und Werfen und spielte mit ihnen Fang- und Kampfspiele. Auf diese Weise gelang es ihm, die unbändigen Jugendlichen zu disziplinieren. 1811 richtete Jahn zusammen mit der schnell wachsenden Schar seiner Anhänger einen Turnplatz auf der Hasenheide ein, einem Jagdrevier im Süden Berlins (heute Neukölln). Die Turnbewegung breitete sich rasch aus, in Preußen soll es 1818 etwa 100 Turnplätze und 6000 Turner gegeben haben.⁴

Turnen war ein umfassendes Konzept von im Alltag und im Krieg nützlichen Bewegungsaktivitäten. Dazu zählten zahlreiche Übungen an Geräten, sogenannte volkstümliche Übungen wie Laufen, Springen und Werfen, Klettern oder Fechten, Voltigieren, Rin-

¹ Vgl. Josef Ulfkotte, GutsMuths und Jahn: Wegbereiter der modernen Bewegungskultur in Deutschland, in: Annette Hofmann (Hrsg.), 200 Jahre Turnbewegung, Füssen 2011 (i.E.); Gertrud Pfister, Cultural Confrontations: German Turnen, Swedish Gymnastics and English Sport, in: Culture, Sport, Society, (2003) 1.

² Vgl. Gertrud Pfister, Physical Activity in the Name of the Fatherland: Turnen and the National Movement (1810–1820), in: Sporting Heritage, (1996) 1, 14–36.

³ Vgl. Edmund Neuendorff, Geschichte der neueren deutschen Leibesübungen. Bd. 2: Jahn und seine Zeit, Dresden 1931; G. Pfister (Anm. 1).

⁴ Vgl. E. Neuendorff (Anm. 3), S. 304

gen, Schwimmen und Spiele. Die Einrichtung der Turnplätze spiegelt die nicht auf Höchstleistung ausgerichtete „Philosophie“ des Turnens wider.¹⁵ Für Sprungübungen standen beispielsweise ein keilförmiger Graben für den Weitsprung und ein Hügel für den Tief sprung zur Verfügung. Neben einer breiten Rennbahn für verschiedene Laufarten gab es eine eigene Bahn für den „dreyfachen Zirkellauf“. In der Nähe der „Springanstalt“ für den Hochsprung standen die Voltigierpferde, auf denen die jungen Männer das Auf- und Absitzen trainieren konnten. Die „Gerüste“, auf denen das Voltigieren geübt wurde, nannte Jahn „Barren“. Ein wichtiges Gerät für verschiedene Balancierübungen war der „Schwebebaum“ (Heute findet der Schwebebalken ausschließlich im Frauenturnen Verwendung). Am auffälligsten waren die hohen Kletterbäume und -gerüste mit Leitern, Stangen und Tauen, die Wagemutige zu halbrecherischen Klettereien verführten. Um liegendes Waldgelände wurde zu Kriegsspielen mit Spähtruppen und Überfällen genutzt.

Nicht die Übungen, sondern die Normen und Werte, Intentionen und Prinzipien des Jahn'schen Turnens unterschieden sich grundlegend vom modernen Turnen und Sport, was sich am besten an den Laufformen demonstrieren lässt: So führte Jahn zahlreiche Laufarten auf, unter anderem das Rennen, den Schlangellauf, den Rücklauf (Rückwärtslaufen), den Sturm lauf (Hinauflaufen auf eine Anhöhe) und den Scheinlauf (Laufen auf der Stelle). Alle konnten als Schnell- oder Dauerlauf und als Lastlauf mit Gepäck oder Lediglauf ohne Gepäck betrieben werden. Den Dauerlauf beschrieb Jahn folgendermaßen: „Beim Wettrennen auf Dauer gebührt dem der Preis, der den weitesten Raum, in der kürzesten Zeit, mit der mindesten Anstrengung zurücklegt und am Ziele unerschöpft bei guten Kräften anlangt.“¹⁶ Im Gegensatz zum modernen Sport ließ sich das Dauerlaufen der Turner nicht operationalisieren – wie sollte sich auch messen lassen, ob jemand noch „bei guten Kräften“ war? Es war daher unmöglich, Leistungen über den Wettbewerb hinaus zu vergleichen und Rekorde zu erfassen. Jahn vertrat zudem das Prinzip der rela-

tiven Leistung, das heißt, Sprungweiten oder -höhen wurden in Bezug zur Körpergröße gewertet.

Turnen war Teil der deutschen Nationalbewegung und Mittel der Nationalerziehung.¹⁷ Die „Pflege vaterländischer Gesinnung“ fand auf dem „Thing“ des Turnplatzes statt. Dort wurden patriotische Reden gehalten, Lieder gesungen und Gedenkfeiern abgehalten. Schließlich dienten auch die Turnfahrten dem Ziel, das Vaterland kennen und lieben zu lernen. Da Turnen im Dienst der Charakterbildung und der Wehrerziehung stand, wurde es von den preußischen Behörden zumindest zeitweise unterstützt. Auch Jahn betonte die militärische und staatspolitische Brauchbarkeit des Turnens, lehnte soldatischen Drill jedoch grundsätzlich ab. Nach den Befreiungskriegen (1813–1815), an denen die Turner sich unter anderem im Lützowschen Freikorps beteiligt hatten, erfüllten sich die Träume der Patrioten nicht. Bei dem Versuch, ein neues Gleichgewicht in Europa herzustellen und die liberalen Verfassungsbewegungen zu unterdrücken, entstand der aus 39 Einzelstaaten zusammengesetzte Deutsche Bund mit stark restaurativen Tendenzen. Zwar breitete sich das Turnen weiter aus, die politischen Ziele der Turner, die nach wie vor die deutsche Einheit und das politische Mitbestimmungsrecht des Volkes propagierten, erregten jetzt aber den Verdacht der Behörden. 1820 wurde das Turnen durch eine preußische Kabinettsordre verboten, die Turnplätze wurden geschlossen und Jahn, dessen Person und Wirken bis heute kontrovers beurteilt werden, wurde für einige Zeit inhaftiert.

Obwohl der Turnplatz „als Tummelplatz für die gesamte Bevölkerung und als Sammel punkt des ganzen öffentlichen Lebens gedacht“ war,¹⁸ wurde unter der „gesamten Bevölkerung“ nur die eine, die männliche Hälfte der Menschheit verstanden. In Jahns „Deutscher Turnkunst“, dem Standardwerk der Turner, werden Mädchen und Frauen nicht ein einziges Mal erwähnt. Erst als in den 1830er Jahren, in der Zeit der „Turnsperre“,

¹⁵ Eine genaue Beschreibung des Turnplatzes findet sich in: ebd., S. 133 ff.

¹⁶ Friedrich Ludwig Jahn/Ernst Eiselen, Die deutsche Turnkunst, Berlin 1816.

¹⁷ Vgl. Michael Krüger, Körperkultur und Nationsbildung, Schorndorf 1996; Dieter Düding, Organisierter gesellschaftlicher Nationalismus in Deutschland, München 1984.

¹⁸ Horst Ueberhorst, Zurück zu Jahn? Gab es kein besseres Vorwärts?, Bochum 1969, S. 45.

der gesundheitliche Wert der Leibesübungen einen neuen Stellenwert erhielt, wurden die ersten Turnkurse für Mädchen angeboten, nicht zuletzt, weil die Gesundheit des „schwachen Geschlechts“ durch Bewegungsarmut bedroht schien.⁹

Auf- und Abschwünge: „Verschulung“ und bürgerliche Turnbewegung

1842 wurden die Leibesübungen in Preußen „als ein notwendiger und unentbehrlicher Bestandteil der männlichen Erziehung förmlich anerkannt und in den Kreis der Volks-Erziehung aufgenommen“.¹⁰ Es war vor allem die Sorge um die Volksgesundheit und um den Offiziersnachwuchs, die dem Turnen den Weg in die höheren Knabenschulen ebnete.¹¹ Die „Verschulung“ des Turnens veränderte seine Ziele, Inhalte und Vermittlungsformen grundlegend: Klettern und Tummeln, volkstümliche Übungen und Spiele hatten in den neu errichteten Schulturnhallen keinen Platz, dafür wurden Freiübungen nach militärischem Kommando, Ordnungsübungen (exerzierähnliche Aufmärsche im Klassenverband) und Reigen (Ordnungsübungen mit Musikbegleitung) eingeführt. Die Werte und Normen des Turnunterrichts entsprachen ebenso wie die Übungen der vom Obrigkeitsstaat geforderten Erziehung zum Untertanen. Auch außerhalb der Schulen erlebte das Turnen einen neuen Aufschwung. Im Vorfeld der bürgerlichen Revolution von 1848/49 entstanden nicht nur zahlreiche Turnvereine, sondern auch erste Turnverbände, die zu einem großen Teil die liberale und demokratische Bewegung unterstützten. Dabei war die Verbindung zwischen Turnen und Politik nicht zwangsläufig: So gab es sowohl „Maulturner“, die sich nur politisch engagierten, als auch „Nur-Turner“, die Turnen und Politik nicht vermischen wollten.¹² Nach dem Scheitern der Revolution wurden

zahlreiche Turnvereine jedoch wieder verboten und ihre Angehörigen politisch verfolgt. Erst in den 1860er Jahren, im Zuge der wiedererstarkten Nationalbewegung, verbreitete sich das Turnen erneut.

Mit der Reichsgründung 1871 war eines der wichtigsten Ziele der Turner verwirklicht. Die 1868 gegründete Deutsche Turnerschaft (DT) stellte sich vorbehaltlos und in vielfältiger Weise in den Dienst des Deutschen Reiches.¹³ So betonten die Turner jetzt den wichtigen Beitrag des Turnens zur Wehrerziehung. Drill und die Disziplinierung des Körpers galten „als unsterblicher Schutzgeist unseres Volksheeres“, als „unentbehrlicher Bestandteil des Turnens“ und als Voraussetzung zur Förderung der Wehrkraft.¹⁴ Haltungen und Bewegungen der Turner, verkörpert in den Massenfreiübungen auf den Turnfesten, symbolisierten die Turnerideologie, die im Einklang mit den herrschenden Denk- und Deutungsmustern auf die Einordnung des Individuums in die Gemeinschaft und deren Ausrichtung auf Gott, Kaiser und Vaterland zielte.¹⁵ Dies gilt allerdings nur für die sogenannte bürgerliche Turnbewegung, die Ende des 19. Jahrhunderts Konkurrenz durch den sozialistisch orientierten Arbeiter-Turnerbund und die jüdische Turnbewegung erhielt.¹⁶

Während Frauen bis zum Ende der 1880er Jahre vom Turnen ausgeschlossen waren, bestand für Mädchen in eingeschränktem Maße die Möglichkeit, an Turnkursen teilzunehmen. Zudem nahmen manche Schulen, vor allem private höhere Töchterschulen, seit den 1850er Jahren Turnen in ihren Fächerkanon auf. Da Frauen nicht am männlichen Maßstab der Wehrhaftigkeit, Stärke und Überlegenheit gemessen wurden, schien die „körperliche Ertüchtigung des weiblichen Geschlechts“ keine allzu große Bedeutung zu

⁹ Vgl. Gertrud Pfister, Frauen in der Turnbewegung, in: A. Hofmann (Anm. 1).

¹⁰ Königliche Cabinettsordre vom 6.6.1842, zit. in: Ludwig Adolf Wiese (Hrsg.), Das Höhere Schulwesen in Preussen, Berlin 1864, S. 32.

¹¹ Vgl. Michael Krüger, Leibeserziehung im 19. Jahrhundert, Schorndorf 2005; Christa Kleindienst-Cachay, Die Verschulung des Turnens, Schorndorf 1980.

¹² Vgl. Hannes Neumann, Die deutsche Turnbewegung in der Revolution 1848/49 und in der amerikanischen Emigration, Schorndorf 1968.

¹³ Vgl. Michael Krüger, Turnen zur Zeit der Reichsgründung und in der Kaiserzeit, in: A. Hofmann (Anm. 1).

¹⁴ So Moritz Kloss, der Leiter der Turnlehrerbildungsanstalt in Dresden, zit. nach: Jahrbücher der deutschen Turnkunst, (1876) 21, S. 146.

¹⁵ Vgl. M. Krüger (Anm. 7).

¹⁶ Vgl. Hans Joachim Teichler, „Frisch, frei, stark und treu“: Vom Arbeiterturnerbund zum Arbeiter-, Turn- und Sportbund, in: A. Hofmann (Anm. 1); Toni Niewerth et al. (Hrsg.), Jüdischer Sport und Jüdische Gesellschaft, Berlin 2010.

haben. Die Übungsauswahl im Mädchenturnen war zudem aufgrund zahlreicher Vorurteile und Vorbehalte äußerst beschränkt. Es galt die Devise: „Kopf oben, Beine unten und geschlossen.“ Erst gegen Ende des Jahrhunderts wurde die Ineffektivität der Übungen kritisiert und unter dem Motto „Starke werden nur von Starken geboren“ eine Reform des Mädchenturnens gefordert.¹⁷

Turnfeste und Turnprinzipien

Höhepunkte des Turnens waren Feste und Feiern, welche die Gemeinschaft der Turner im eigentlichen und übertragenen Sinne „verkörpern“ sollten. So organisierten die Turner schon auf der Hasenheide, aber auch im Vorfeld der 1848er Revolution Feste, bei denen politische Botschaften verkündet, aber auch turnerische Leistungen gezeigt wurden. Turnfeste waren und sind bis heute eine Leistungsschau des Turnens, präsentieren die *imagined community* der Turnbewegung nach innen und außen und sichern so das Zusammengehörigkeitsgefühl und die Loyalität ihrer Mitglieder. „Deutsche Turnfeste“ finden seit 1860 in der Regel alle vier Jahre statt. Organisiert wurden und werden sie von der DT (bis 1933) bzw. dem 1950 gegründeten Deutschen Turner-Bund (DTB). Auf den Turnfesten wurden alle Register kollektiver Erinnerung gezogen, um die chaotisch erscheinende Masse der Turner zusammenzuschweißen und sie nach innen in einen Bund, nach außen in ein „Turnerheer“ zu verwandeln. Mit Hilfe von Symbolen, unter anderem Farben und Fahnen, Jahnbüsten und Eichenlaubkränzen, wurde Teilnehmern und Zuschauern Begeisterung für das Turnen und darüber hinaus für das Vaterland vermittelt. Turnfeste konnten, so der Historiker George Mosse, „die Massen nationalisieren“.¹⁸

Die Übungen und Wettbewerbe auf den Turnfesten verdeutlichten die Prinzipien des Turnens sowie die Unterschiede zwischen Turnen und Sport. So demonstrierte das „Gemeinturnen“, bei dem alle Teilnehmer die gleiche Übung turnten, dass der Einzelne

¹⁷ Vgl. Gertrud Pfister/Hans Langenfeld, Die Leibesübungen für das weibliche Geschlecht – ein Mittel zur Emanzipation der Frau?, in: Horst Ueberhorst (Hrsg.), Geschichte der Leibesübungen, Bd. 3/1, Berlin u. a. 1980, S. 485–521.

¹⁸ George Mosse, Die Nationalisierung der Massen, Frankfurt–Berlin 1976.

als Teil eines Ganzen aufzufassen sei.¹⁹ Dies spiegelte sich auch in den Wettkampfprinzipien wider: Sowohl bei den Vorführungen von Musterriegen als auch bei den Massenfriübungen mit Zigtausenden Teilnehmern kam es nicht auf Höchstschwierigkeiten, sondern vor allem auf die „richtige“ Haltung und das Gleichmaß der Ausführung an.

Turnen erhält Konkurrenz – Sport wird modern

Mit der von England ausgehenden Verbreitung des modernen Sports erhielt das Turnen schon früh Konkurrenz. Die mit der Aufklärung und Industrialisierung verbundenen Normen, Werte und Strukturen, unter anderem rationales Denken, technischer Fortschritt, abstrakte Zeitordnung und eine auf Kapitalakkumulation ausgerichtete Ökonomie, spiegelten sich in dem auf Wettkampf, Überbietung und Rekorde ausgerichteten Konzept der Bewegungskultur wider.²⁰ Vor allem das Streben nach Rekorden prägt das Sportsystem in spezifischer Weise. Um die Vergleichbarkeit von Leistungen auch über den Wettkampf hinaus zu gewährleisten, müssen Geräte und Strecken normiert und standardisiert, Regeln festgelegt, Leistungen möglichst genau gemessen und registriert werden. Dies wiederum zog eine Institutionalisierung des Sports, die Gründung von nationalen und internationalen Verbänden, nach sich. Folgen des Strebens nach unbegrenzter Leistungssteigerung sind ständige Ausweitung und Optimierung des Trainings, Verbesserung von Technik und Taktik, gezielte Selektion von sportlichen Talenten, Spezialisierung, Verwissenschaftlichung, Professionalisierung und Kommerzialisierung. Einer sportimmanenten Logik folgen schließlich auch die Versuche, die Leistungen durch medizinische und psychologische Beeinflussungen zu steigern.

In Deutschland begann der Siegeszug des Sports Ende des 19. Jahrhunderts mit dem Import einiger wichtiger Sportarten, vor allem des Fußballs. Gleichzeitig verbreiteten sich die Logik des Sports und seine Prinzipien. Zahlreiche Übungen und Spiele des Turnens, vom

¹⁹ Vgl. Carl Euler, Encyclopädisches Handbuch des gesamten Turnwesens und der verwandten Gebiete, Bd. 1, Wien 1894, S. 369.

²⁰ Vgl. G. Pfister (Anm. 1).

Faustballspiel bis hin zu den volkstümlichen, athletischen Übungen, wurden „versportlicht“.^{P1} Die DT lehnte den Sport aufgrund seiner „undeutschen“ Wurzeln und seiner internationalen Ausrichtung ab. Im Mittelpunkt der Kritik stand jedoch die Wettkampf-, Leistungs- und Rekordorientierung, die nicht nur nutz- und sinnlos, sondern auch aufgrund von Verletzungen und Überanstrengung eine Gefahr für Leib und Leben der Beteiligten sei. Abgelehnt wurde von den Turnern auch die im Sport notwendige Spezialisierung mit dem Argument, dass die „einseitige Leistungssucht“ nicht der rechte Weg sei, „um Körper und Geist den größten und nachhaltigsten Nutzen zu verschaffen“.^{P2} Aus der Perspektive der Turner war die sportliche, ausschließlich auf Leistungsoptimierung ausgerichtete Bewegungsausführung zudem „unrichtig“ und unästhetisch. So entrüstete sich der Gymnasiallehrer Karl Planck in seiner Kampfschrift gegen die „Fußlümmelei“ darüber, dass der „Hundstritt“ geübt und der Sieger darin mit hohen Preisen ausgezeichnet werde.^{P3}

Die Anhänger des Sports wiesen die erwähnten Vorwürfe zurück und konterten ihrerseits mit Angriffen auf das Turnen, dem sie Ineffektivität, Deutschtümelei, Spießbürgerlichkeit und Kneipenseligkeit vorwarfen. In einem Punkt waren sich die „verfeindeten Brüder“ allerdings einig, nämlich in ihrer Kritik am Professionalismus, am Sporttreiben um des „Broderwerbs“ willen.^{P4} Allerdings konnten sich die Turner, mit Ausnahme einiger hartgesotterer Funktionäre, der Faszination des Sports nicht entziehen. Zunehmend wurden in den Turnvereinen die Prinzipien des Sports übernommen und verschiedene Sportarten angeboten. Auch das Turnen an Geräten orientierte sich zunehmend am Prinzip der unbegrenzten Leistungssteigerung. Diesem Trend wurde nur im Frauenturnen bis in die 1960er Jahre Widerstand geleistet. So entsandte der DTB wegen der geforderten Höchstleistungen von 1954 bis 1961 keine Teilnehmerinnen zu internationa-

^{P1} Vgl. Hajo Bernett, Die „Versportlichung“ des Spiels – dargestellt am Exempel der Entwicklung des Faustballspiels, in: Sportwissenschaft, (1984) 14, S. 141–165.

^{P2} Deutsche Turnzeitung, (1909) 54, S. 869.

^{P3} Vgl. Karl Planck, Fußlümmelei. Über Stauchballspiel und englische Krankheit. Stuttgart 1898.

^{P4} Als einen der wichtigsten Verfechter des Amateurideals vgl. Carl Diem, Wesen und Lehre des Sports und der Leibeserziehung, Berlin 1960.

len Wettbewerben. Heute ist selbst die Frauengymnastik, die in den 1920er Jahren die Qualität der Bewegung, die Bildung des Körpers und die Erziehung des Menschen betonte, zu einer Wettkampfsportart geworden.^{P5}

Turnfest 1913

Ein gutes Beispiel für die Haltung der Turner in der Vorkriegszeit ist das 12. Deutsche Turnfest 1913 in Leipzig. Es stand ganz im Zeichen der Völkerschlacht, die 100 Jahre zuvor vor den Toren der Stadt stattgefunden hatte und seit 1814 als Signal der Befreiung Deutschlands interpretiert wurde. Die Erinnerung an die Schlacht prägte die Festzeitung, die in zahlreichen Beiträgen, Gedichten, Aufrufen und Abbildungen den Sieg über die Franzosen und die Rolle der Turner in den Befreiungskriegen beschwor. Auch im Festzug wurde die Erinnerung an 1813 symbolisch präsentiert: Die Musiker, die an der Spitze eines der beiden Züge marschierten, trugen die Uniformen der Lützowschen Jäger. Die Massenfreiübungen, an denen 17000 (ausschließlich männliche) Turner teilnahmen, sollten ebenfalls die Wehrebereitschaft signalisieren. Erstmals wurde auf einem Turnfest Militärturnen gezeigt.^{P6}

Wenige Monate nach dem Turnfest wurde mit der Einweihung des Völkerschlachtdenkmal, eines bombastischen Erinnerungsortes voller kriegerischer und nationaler Symbole, das 100-jährige Jubiläum der Schlacht gefeiert. Die Turner beteiligten sich an dieser Feier mit einem Eilbotenlauf, der auf neun verschiedenen Strecken sternförmig durch ganz Deutschland nach Leipzig führte. Die Bilder, Reden und Rituale des Turnfestes von 1913 rufen heute unwillkürlich Erinnerungen an den Ersten Weltkrieg wach. Allzu schnell wurde der Spruch: „Es ist der schönste Tod fürs Vaterland zu sterben“, grausame Realität.

1933 begrüßte die Turnerschaft die Machtübernahme der Nationalsozialisten und strebte – vergeblich – die Führung im deutschen Sport an. Mit der Neuordnung des Sportsystems wurde die DT zum Fachamt „degradiert“ und 1936 aufgelöst.

^{P5} Vgl. G. Pfister (Anm. 9).

^{P6} Vgl. Gertrud Pfister, Die deutschen Turnfeste 1861 in Berlin und 1913 in Leipzig im Spiegel ihrer Erinnerungsorte, in: Stadion, (2007) 33, S. 49–69.

Frauen im Turnen und Sport

Turnen und Sport wurden von Männern für Männer entwickelt und dienten der Präsentation männlicher Leistungsfähigkeit. Vor, aber auch noch nach dem Ersten Weltkrieg stießen Frauen bei ihren Bestrebungen, am Sport teilzunehmen, auf zahlreiche Probleme und Barrieren. Selbst die Leichtathletik galt als Männersache, denn: „Der Kampf gebührt dem Mann, der Natur des Weibes ist er wesensfremd.“²⁷ Schwimmen galt als gesund, warf aber moralische Bedenken auf, obwohl die Schwimmkostüme nur wenig Haut unbedeckt ließen. Bei allen Sportarten, besonders aber beim Rad- und beim Skifahren, erwies sich der obligatorische Rock als entscheidendes Hemmnis. Es waren vor allem ästhetische Normen, denen sich Frauen in Gesellschaft und Sport unterwerfen mussten. Daher wurden Frauen beispielsweise im Rudern nur zu Wettbewerben im Stilrudern zugelassen, bei denen es nicht auf die Geschwindigkeit, sondern nur auf die Bewegungsausführung ankam.

Im Frauenturnen setzte sich nach langen Auseinandersetzungen die Hose durch, den Kampf um die Mitgliederrechte und die Beteiligung auswärtiger Turnerinnen an Turnfesten gewannen die Frauen allerdings erst in der Weimarer Republik. Mit der wachsenden Akzeptanz der Frauenerwerbstätigkeit und der beginnenden Integration der Frauen in die Leistungsgesellschaft nahm in den 1920er Jahren dann auch die Beteiligung von Frauen am Leistungssport und an Turnwettkämpfen zu. 1928 wurde das Frauenturnen als Mannschaftsmehrkampf schließlich olympisch.

Turnen heute – Resümee und Ausblick

In den vergangenen Jahrzehnten hat Turnen einen entscheidenden Bedeutungswandel erfahren – Turnen ist nicht mehr eine umfassende Bewegungskultur, sondern wird in den Köpfen vieler Menschen auf akrobatische Übungen an Geräten reduziert. Nur die Begriffe „Turnhalle“ und „Turnschuh“ lassen die breite Ausrichtung des Turnens noch erahnen. Der DTB hat sich seit langem von der national-deutschen Orientierung seiner Vorgängerorganisation distanziert und rich-

tet anstelle des „Deutschen“ das „Internationale Deutsche Turnfest“ aus. Mit etwa fünf Millionen Mitgliedern ist der DTB der größte Freizeitsportverband, mit fast vier Millionen Mädchen und Frauen die größte Frauensportorganisation in Deutschland. Durch viele spezialisierte Angebote werden die Bedürfnisse diverser Zielgruppen bedient, von Kindern bis zu Seniorinnen. Der eindrucksvolle Wandel der Turnbewegung, zeigt sich auch an den Turnfesten. Heute prägen Frauen und Mädchen das Bild dieser Großveranstaltungen, an denen jeweils etwa 100 000 Menschen aktiv teilnehmen. Die Frage, die sich hier bald für die Turnbewegung insgesamt stellen wird, lautet: Wo sind die Männer?

Der Streifzug durch die deutsche Sportgeschichte hat die Abhängigkeit der Körper- und Bewegungskultur von den jeweiligen gesellschaftlichen Werten und Normen, Strukturen und Bedingungen deutlich gemacht. So entwickelte sich das Gymnastikkonzept der Philanthropen aus den Denkmustern und Idealen der Aufklärung; das Turnen mit seiner Ausrichtung auf Volkserziehung und Wehrhaftigkeit war dagegen Teil der deutschen Nationalbewegung; die „Verschulung“ des Turnens und ihre Folgen – Systematisierung des Stoffes und Disziplinierung der Schüler – waren untrennbar mit den Vorstellungen des Obrigkeitsstaates verbunden. Während das Turnen im Kaiserreich Werte wie Brauchbarkeit, Gemeinschaft, „richtige“ Haltung und nationale Orientierung betonten und ein eher statisches Gesellschaftskonzept vertraten, vermittelt der Sport mit seinen Prinzipien der formalen Chancengleichheit, der Überbietung und des Rekords den Anschein unbegrenzter Dynamik, Mobilität und Modernität und entspricht damit den Werten und Normen der Leistungs- und Industriegesellschaft. Heute boomen mit Risiko und Abenteuer verbundene Aktivitäten, Sportangebote, die Fitness oder *well-being* versprechen, oder auch die Sportarten der „oberen Zehntausend“. Ebenso populär sind verschiedene Trendsportarten, die alle einen spezifischen Lebensstil signalisieren. Viele Zeitgenossen mögen diese gegenwärtige Sportkultur für selbstverständlich halten, der Blick in die Vergangenheit zeigt jedoch, dass die Bewegungskultur ein Spiegel der jeweiligen Gesellschaft ist und sich mit ihr wandelt.

²⁷ Karl Ritter von Halt, u. a. Leichtathlet und Sportfunktionär, zit. nach: G. Pfister (Anm. 9).

Sabine Radtke

Inklusion von Menschen mit Behinderung im Sport

Erste Szene: Die südafrikanische Schwimmerin Natalie du Toit nahm bereits im Alter von 14 Jahren an den Commonwealth Games 1998 teil. Im

Sabine Radtke

Dr. phil., geb. 1974; wissenschaftliche Mitarbeiterin im Arbeitsbereich Integrationspädagogik, Bewegung und Sport an der Freien Universität Berlin, Fabeckstraße 69, 14195 Berlin. sabine.radtke@fu-berlin.de

Alter von 17 Jahren musste ihr infolge eines Unfalls das linke Bein vom Knie abwärts amputiert werden. Im darauffolgenden Jahr siegte sie bei den Commonwealth Games in zwei Wettbewerben für Sportlerinnen *mit Behinderung*. Darüber hinaus qualifizierte sie sich für das Finale über 800 Meter Freistil der Schwimmerinnen *ohne Behinderung*. 2008 qualifizierte sie sich bei den Weltmeisterschaften im Langstreckenschwimmen über zehn Kilometer für die *Olympischen Spiele* in Peking. Dort war sie bei der Eröffnungsfeier Fahnenträgerin der südafrikanischen Mannschaft und belegte den 16. Platz in ihrer Disziplin. Im Anschluss an die Olympischen Spiele nahm sie an den *Paralympischen Spielen* in Peking teil und gewann insgesamt fünf Goldmedaillen.

Zweite Szene: 18 Schülerinnen und Schüler mit und ohne intellektuelle Beeinträchtigung treffen sich einmal wöchentlich zum gemeinsamen Fußballspielen unter der Leitung eines Trainers des örtlichen Sportvereins. Begeistert nehmen die Kinder, die eine Förderschule und eine Regelschule in Rheinland-Pfalz besuchen, an regelmäßig stattfindenden inklusiven Fußballturnieren teil. Damit sind sie Teil von „FußballFREUNDE“, einer Initiative, die 2010 von Special Olympics Deutschland (SOD) und der DFB-Stiftung Sepp Herberger mit dem Ziel gestartet wurde, die gesellschaftliche Teilhabe von Kindern und Jugendlichen mit Beeinträchtigungen zu fördern und bestehende Barrieren abzubauen.

In diesem Artikel soll der Frage nachgegangen werden, ob es sich bei diesen zwei Szenen aus dem Spitzen- bzw. Freizeitsport, die das gemeinsame Sporttreiben von Menschen mit und ohne Behinderung¹ beschreiben, um Paradebeispiele der gesellschaftlichen Realität im Jahr 2011 oder doch eher um Ausnahme-situationen handelt.

Chancen der gleichberechtigten Teilhabe

Die Chancen, die mit der Teilhabe von Menschen mit Behinderungen am Sport einhergehen, sind unbestritten und in der Literatur eingehend diskutiert. Sportliche Aktivität trägt zur Steigerung des körperlichen sowie psychischen Wohlbefindens bei. Sowohl die motorische als auch die kognitive Leistungsfähigkeit wird durch Bewegungsaktivitäten geschult und gefördert, was wiederum im Alltag dem Aktivitätsspektrum, der Autonomie und damit der sozialen Interaktion von Menschen mit Behinderung zugute kommt. Ihr Vertrauen in die eigene Kompetenz, den Alltag durch gesteigerte Mobilität selbstständig gestalten zu können, erhöht ihr Selbstkonzept und damit ihre allgemeine Lebensqualität.² Im Hinblick auf das gemeinsame Sporttreiben von Menschen mit und ohne Behinderung wurden für alle Beteiligten Effekte im sozial-affektiven Bereich nachgewiesen, wie zum Beispiel Abbau von Vorurteilen, Berührungängsten und allgemeiner sozialer Distanz sowie Zunahme von Akzeptanz, Toleranz und Kooperation.³

Obwohl in Deutschland in den vergangenen Jahrzehnten auf verschiedenen Ebe-

¹ Laut dem Neunten Buch des Sozialgesetzbuches (SGB IX §2) sind „Menschen (...) behindert, wenn ihre körperliche Funktion, geistige Fähigkeit oder seelische Gesundheit mit hoher Wahrscheinlichkeit länger als sechs Monate von dem für das Lebensalter typischen Zustand abweichen und daher ihre Teilhabe am Leben in der Gesellschaft beeinträchtigt ist. Sie sind von Behinderung bedroht, wenn die Beeinträchtigung zu erwarten ist.“

² Vgl. Volker Anneken, Teilhabe durch Sport, in: *Gemeinsam leben*, (2010) 3, S. 135–138; Manfred Wegner, *Sport und Behinderung*, Schorndorf 2001.

³ Vgl. Volker Scheid, „Behinderte helfen Nichtbehinderten“ – eine ungewöhnliche Initiative mit beachtlicher Wirkung, in: Friedhold Fediuk (Hrsg.), *Inklusion als bewegungspädagogische Aufgabe*. Menschen mit und ohne Behinderungen gemeinsam im Sport, Baltmannsweiler 2008.

nen der Gesellschaft Vorstöße in Richtung der gleichberechtigten Teilhabe an Sportaktivitäten von Menschen mit Behinderungen unternommen wurden (Grundgesetzänderung, Angebote auf der Ebene des Breitensports, in Ansätzen barrierefreier Sportstättenbau), sind noch erhebliche Anstrengungen vonnöten, bevor von einer tatsächlichen, alle Teilbereiche des Sports – vom Breiten- und Freizeit- über den Schul- bis zum Spitzensport – betreffenden gelungenen Inklusion zu sprechen ist. Um die aktuelle gesellschaftliche Realität einordnen zu können, empfiehlt es sich, zunächst die historischen Stationen des Behindertensports zu betrachten.

Vom Versehrtensport zum Behindertensport

Der Sport von Menschen mit Behinderungen kann in Deutschland auf eine lange Geschichte zurückblicken. Als Geburtsstunde des organisierten Behindertensports wird die Gründung des ersten Gehörlosen-Sportvereins im Jahr 1888 angesehen. Im Zuge des Ersten und Zweiten Weltkriegs und der damit einhergehenden hohen Anzahl verwundeter Soldaten erreichte die Ausbreitung des Behindertensports eine neue Dimension. Die „systematische Bewegungstherapie“^f wurde als Heilmaßnahme für Kriegsversehrte in den Lazaretten entwickelt. Schon früh wurde dabei auf die psycho-sozialen Effekte sportlicher Betätigung gesetzt. Nach dem Zweiten Weltkrieg suchten Kriegsversehrte nach Möglichkeiten, weiterhin Sport treiben zu können. Auf der einen Seite modifizierten sie traditionelle Sportarten und -spiele und passten sie an ihre Fähigkeiten an, auf der anderen Seite entwickelten sie neue Bewegungsformen und -techniken, die „versehrtensporteigenen Übungen“.^f 1951 bzw. 1957 kam es mit der Gründung der Arbeitsgemeinschaft Deutscher Versehrten-sport (ADV, 1951) sowie des Deutschen Versehrten-sportverbandes (DVS, 1957) zum Aufbau erster Verbandsstrukturen im deutschen Behindertensport.

^f Vgl. Josef Hermann Schäfer, Ministerialrat Dr. med. Arthur Mallwitz (1880–1968) – Ein Leben für Sport, Sportmedizin und Gesundheitsfürsorge, Bonn 2003.

^f Vgl. Volker Scheid/Markus Rank/Ralf Kuckuck, Behindertenleistungssport. Strukturen und Anforderungen aus Athletensicht, Aachen 2003.

Während in den 1950er Jahren männliche Kriegsversehrte in den Vereinen dominierten, differenzierte sich die Mitgliederstruktur mit der Zeit zusehends in Hinblick auf Geschlecht, Lebensalter und Art der Behinderung. Fortan nahmen weniger Kriegsinvaliden als vielmehr Menschen mit angeborener oder durch Unfall bzw. Krankheit erworbener Behinderung an Sportaktivitäten teil. Die Beteiligten unterschieden sich unter anderem bezüglich ihrer motorischen und kognitiven Voraussetzungen, ihrer Selbstständigkeit, ihres Selbstkonzeptes sowie ihrer Motivation zum Sporttreiben, sodass eine Differenzierung der Sportangebote erforderlich wurde. Mit der Umbenennung des Dachverbands für den Sport von Menschen mit Behinderung in Deutscher Behindertensportverband (DBS) verschoben sich die Inhalte des ursprünglichen Versehrten-sports in Richtung Rehabilitations-, Breiten- und Leistungssport.

Von der Segregation zur Integration zur Inklusion

In den 1950er und 1960er Jahren hatte noch eine klare Trennung der Sportaktivitäten von Menschen mit und ohne Behinderung bestanden. Integrative Ansätze im Sport wurden erstmals ab Mitte der 1970er Jahre diskutiert, mit dem Ziel, Freizeitsportangebote für das gemeinsame Sporttreiben von Menschen mit und ohne Behinderung zu schaffen, um Berührungängste abzubauen und soziale Integration voranzutreiben.^f Zu dieser Zeit wurden viele integrative Modellprojekte ins Leben gerufen (so zum Beispiel das Göttinger Modell, das Paderborner und das Würzburger Familiensportmodell sowie die Hamburger Gruppe Sportomnibus City-Nord/Multisport City-Nord), die sich im Laufe der Zeit entweder als Abteilungen in Regelsportvereinen oder als eigene Integrationssportvereine weiterentwickelten. Bis heute gibt es zahlreiche Beispiele der Organisation integrativer Spiel- und Sportfeste, wobei die umfassende Einbindung von Menschen mit Behinderung (zumal

^f Parallele Entwicklungen waren im Bildungsbereich zu verzeichnen; neben den bestehenden Schulen mit unterschiedlichen sonderpädagogischen Förderschwerpunkten entstanden auf Initiative engagierter Eltern vereinzelt Pilotprojekte zur integrativen Beschulung. Vgl. Fred Ziebarth, Gelingensbedingungen für eine inklusive Pädagogik, in: Sonderpädagogik in Berlin, (2010) 2, S. 5–10.

von Menschen mit schwerer Mehrfachbehinderung) in das soziale Gesamtgeschehen oft noch als Herausforderung empfunden wird.⁷ Festzuhalten bleibt, dass Segregation und Integration keine klar gegeneinander abzugrenzenden Phasen sind, sondern dass gegenwärtig beide parallel nebeneinander bestehen.

Im Zusammenhang mit den Begriffen „Integration“ und „Inklusion“ fallen zwei Dinge auf. Erstens wird der ältere Integrationsbegriff im aktuellen gesellschaftlichen Diskurs fast ausschließlich im Hinblick auf Menschen mit Migrationshintergrund gebraucht. So startete der Deutsche Olympische Sportbund (DOSB) – damals noch als Deutscher Sportbund (DSB) – vor über 20 Jahren seine „Sport für alle“-Initiative, die sich jedoch bis heute in erster Linie auf Menschen mit Migrationshintergrund bezieht. Zweitens fällt auf, dass im allgemeinen deutschen Sprachgebrauch der neuere Begriff „Inklusion“ noch wenig verankert ist bzw. synonym zum Integrationsbegriff verwendet wird.⁸ Wichtig ist jedoch hervorzuheben, dass es hier eine klare Abgrenzung bzw. Weiterentwicklung gibt.

Im Zuge eines Integrationsprozesses wird ein Individuum (einer sozialen Randgruppe) in ein bestehendes System aufgenommen, welches ursprünglich nicht analog seiner Bedürfnisse konzipiert worden ist; infolgedessen muss dieses Individuum aus eigener Kraft versuchen, sich an das bestehende System mit seinen kulturellen Standards anzupassen. So lautet in Bezug auf den Integrationsprozess im Handlungsfeld Sport die Frage: Was muss eine sportinteressierte Person mit Behinderung tun, um an einem bestehenden (Regel) Sportangebot teilnehmen zu können? Im Gegensatz dazu erfordert der inklusive Ansatz weniger einen Anpassungsprozess auf individueller Ebene als vielmehr einen Veränderungsprozess auf institutioneller Ebene. Insofern muss im Rahmen des Inklusionspro-

⁷ Vgl. Friedhelm Fediuk, Sport in heterogenen Gruppen. Integrative Prozesse in Sportgruppen mit behinderten und benachteiligten Menschen, Aachen 2008.

⁸ Im Gegensatz dazu wurde der Begriff *inclusion* in den angloamerikanischen Ländern bereits in den 1990er Jahren in Abgrenzung zu *mainstreaming* und *integration* verwendet. Zum Inklusionsbegriff im fachwissenschaftlichen Diskurs in Deutschland vgl. z. B. Alfred Sander, Konzepte einer inklusiven Pädagogik, in: Zeitschrift für Heilpädagogik, (2004) 5, S. 240–244.

zesses der Frage nachgegangen werden, wie Sportangebote auf allen Ebenen (Breiten-, Schul- und Spitzensport) gestaltet sein müssen, um die Teilhabe aller Mitglieder einer heterogenen Gesellschaft mit all ihren vielfältigen sozialen Merkmalen zu ermöglichen.

Pädagogik der Vielfalt und UN-Behindertenrechtskonvention

Im wissenschaftlichen Diskurs wird der Inklusionsbegriff seit Anfang der 1990er Jahre verwendet. Einen entscheidenden Impuls hierfür lieferte die Salamanca-Deklaration,⁹ welche die Forderung nach einer inklusiven Leitrichtung für Erziehungs- und Bildungseinrichtungen beinhaltet. Inklusion wird dabei im Sinne einer Pädagogik der Vielfalt verstanden, die aus drei pädagogischen bzw. sozialen Bewegungen hervorgegangen ist: der Interkulturellen Pädagogik, der Feministischen Pädagogik sowie der Integrativen Pädagogik.¹⁰

Die Pädagogik der Vielfalt findet sich auch im aktuell viel diskutierten *diversity*-Ansatz wieder, dessen Ziel es ist, Menschen mit all ihren Unterschieden (Behinderung, Geschlecht, ethnisch-kulturelle Prägung, Alter, Religion/Weltanschauung) im gesellschaftlichen Kontext zu berücksichtigen, einzubeziehen und daraus folgend als Ganzes von dieser Vielfalt zu profitieren.¹¹ Im Sinne des auf dem Potenzial-Prinzip beruhenden *diversity*-Ansatzes wird eine Behinderung nicht mehr als ein Gesundheitsproblem und damit als ein Defizit der betroffenen Person betrachtet, das der medizinischen Korrektur mit dem Ziel der Anpassung an die gesellschaftliche Norm bedarf.¹² Stattdessen thematisiert die

⁹ Vgl. UNESCO, The Salamanca Statement and Framework for Action on Special Needs Education, Salamanca 1994, online: www.unesco.org/education/pdf/SALAMA_E.PDF (8.3.2011).

¹⁰ Vgl. Annedore Prengel, Pädagogik der Vielfalt, Wiesbaden 2006³.

¹¹ Vgl. Michael Stuber, Diversity. Das Potenzial-Prinzip. Ressourcen aktivieren – Zusammenarbeit gestalten, Köln 2009².

¹² Dem medizinischen Modell steht das soziale Modell von Behinderung (*social model of disability*) gegenüber, das den Behinderungsbegriff als gesellschaftlich verursachte Ausgrenzung von Menschen definiert. In diesem Zusammenhang steht die viel zitierte Aussage: „Behindert ist man nicht, behindert wird man.“ Vgl. z. B. Marianne Buggenhagen, Ich bin von Kopf bis Fuß auf Leben eingestellt, Berlin 2001².

Definition der Weltgesundheitsorganisation WHO von 2001 (International Classification of Functioning, Disability and Health, ICF), die auch als bio-psycho-soziales Modell¹³ der Komponenten von Gesundheit/Funktionsfähigkeit beschrieben wird, einerseits die gesellschaftliche Ausgrenzung von Menschen mit Behinderung und stellt andererseits die Ressourcen auf der Ebene der Individuen in den Vordergrund der Betrachtung. Jede Form körperlicher, seelischer, geistiger oder Sinnesbeeinträchtigung wird als normaler Bestandteil menschlichen Lebens und menschlicher Gesellschaft ausdrücklich bejaht und darüber hinaus als Quelle kultureller Bereicherung wertgeschätzt.

Das im Dezember 2006 durch die Generalversammlung der Vereinten Nationen (UN) verabschiedete Übereinkommen über die Rechte der Menschen mit Behinderungen zur gleichberechtigten gesellschaftlichen Teilhabe trat in Deutschland nach Ratifizierung durch Bundestag und Bundesrat im März 2009 in Kraft. Artikel 30 (5) der Konvention beinhaltet unter dem Titel „Teilhabe am kulturellen Leben sowie Erholung, Freizeit und Sport“ die Forderung nach der gleichberechtigten Teilnahme an Sportaktivitäten auf allen Ebenen. Mit der rechtsverbindlichen Verankerung der Konvention sind alle gesellschaftlichen Kräfte, und so auch der Sport, gefordert, sowohl auf institutioneller als auch auf personeller Ebene entsprechende Grundvoraussetzungen für den Inklusionsprozess zu schaffen.

Der Deutsche Behindertensportverband (DBS) sowie Special Olympics Deutschland (SOD) haben vor Kurzem entsprechende Positionspapiere zum Thema veröffentlicht. Doch während DBS-Präsident Friedhelm Julius Beucher betont, dass es neben den inklusiven Sportaktivitäten auch weiterhin „spezifische Angebote für Menschen mit Behinderung in geschützten Räumen“¹⁴ geben müsse, argumentieren andere, dass ein im Sinne der Pädagogik der Vielfalt inklusiv ori-

entiertes Sportsystem derartige Schutzräume von vornherein überflüssig mache.

Inklusion im Schulsport

Die Geschichte des deutschen Schulwesens ist seit jeher von Separierung und Spezialisierung geprägt. Noch heute gehört Deutschland zu den wenigen Ländern weltweit, in denen lediglich rund 13 Prozent der Schülerinnen und Schüler mit sonderpädagogischem Förderbedarf an Regelschulen unterrichtet werden. In Großbritannien, Portugal, Schweden oder Norwegen sind es mehr als 90 Prozent.¹⁵ Die Ratifizierung der Behindertenrechtskonvention, die eine Integrationsquote von 80 bis 90 Prozent verlangt, zieht es nach sich, dass die im Schulwesen Verantwortlichen nicht mehr umhin kommen, sich mit dem Phänomen der Heterogenität im Klassenzimmer auseinanderzusetzen. Der wissenschaftliche Diskurs im Rahmen der deutschen Schulsportpädagogik hat gegenüber Inklusionsbestrebungen – im Gegensatz zur kritischen Auseinandersetzung auf internationaler Ebene – lange Zeit die Augen verschlossen.¹⁶ So gibt es in Deutschland in der allgemeinen Sportlehrerbildung bis heute kaum verpflichtende Lehrmodule mit Inhalten zum inklusiven Unterricht, während in anderen Ländern die Auseinandersetzung mit *Adapted Physical Activity* (APA) selbstverständlich ist.¹⁷

Es bleibt zu konstatieren, dass ein gemeinsamer Sportunterricht von Kindern mit und ohne Beeinträchtigung heutzutage zumindest in der Grundschule insofern realistischer erscheint, als hier im Gegensatz zum Gymnasium noch ein durch Heterogenität geprägter Klassenverband existiert. Jedoch ist darauf hinzuweisen, dass, obwohl der Sportunterricht ein verpflichtendes Fach ist, Kinder mit Beeinträchtigungen nicht selten aus medizinischen Gründen vom Sportunterricht befreit werden.

¹⁵ Vgl. Brigitte Schumann, Inklusion statt Integration – eine Verpflichtung zum Systemwechsel. Deutsche Schulverhältnisse auf dem Prüfstand des Völkerrechts, in: Pädagogik, (2009) 2, S. 51 ff.

¹⁶ Vgl. Gert Hölter, Schulsport in der Förderschule – Bestandsaufnahme und Perspektiven, in: Sportunterricht, (2011) 1, S. 14–21.

¹⁷ Vgl. Deena Scoretz/Christian Bilan, Behindertensport: Entwicklungen und Strategien aus internationaler Perspektive, in: Henning Ohlert/Jürgen Beckmann (Hrsg.), Sport ohne Barrieren, Schorndorf 2002.

¹³ Vgl. F. Fediuk (Anm. 7), S. 24 f.

¹⁴ Julius Beucher anlässlich der Veröffentlichung des DBS-Positionspapiers zur UN-Behindertenrechtskonvention, 27.11.2010, online: www.dbs-npc.de/DesktopDefault.aspx?dummy=true¢ermoduleid=581&multiid=3610&lm=true&dm=true&teasergrossmaxbreite=400&teasergrossmaxhoehe=300 (8.3.2011).

Zudem mangelt es nicht nur den Sportlehrerinnen und -lehrern an Kenntnissen, sondern oftmals fehlen auch barrierefreie Sportstätten sowie Geräte und Materialien, um ein entsprechendes Sportangebot für Schülerinnen und Schüler mit und ohne Behinderung zu realisieren. Nicht zuletzt ist es für die Umsetzung eines inklusiven Sportunterrichtes erforderlich, sich mit den geltenden Lehrplänen für das Fach Sport, die traditionell den Wettkampfgedanken betonen, kritisch auseinanderzusetzen.¹⁸ Ziel eines mehrperspektivischen inklusiven Sportunterrichts sollte es sein, die sechs Sinnrichtungen Leistung, Miteinander, Eindruck, Ausdruck, Gesundheit und Spannung für alle Beteiligten mit und ohne Beeinträchtigung zum Tragen kommen zu lassen.¹⁹

Inklusion im Leistungssport

In der Literatur wird diskutiert, dass der kompetitive Charakter des Sports seine „Attraktivität und Wirkmächtigkeit (...) vor allem in homogenen und nicht in heterogenen Situationen“ entfaltet.²⁰ Das Problem der nicht vorhandenen direkten Vergleichbarkeit der Leistungsfähigkeit tritt nicht nur in inklusiven Kontexten, sondern auch im separierten Behindertenleistungssport auf. Um einen fairen Wettkampf zu gewährleisten (und zur aktiven Teilnahme am Wettkampfsport zu motivieren), soll ein Klassifizierungssystem helfen, die Athletinnen und Athleten je nach individueller Leistungsklasse einzuteilen. Dies kann jedoch zur Folge haben, dass beispielsweise, wie bei den Paralympics 2008 in Peking im 100-Meter-Finale der Männer geschehen, 16 Sportler als Sieger geehrt werden – ein System, das der Zuschauerfreundlichkeit des Sports abträglich ist. Eine weitere Herausforderung im Zusammenhang mit der Klassifikations-thematik zeigte sich bei den Paralympischen Spielen 2000 in Sydney, als der spanischen Basketballnationalmannschaft der Herren nachträglich die Bronzemedaille aberkannt wurde, als sich herausstellte, dass zehn der zwölf

¹⁸ Vgl. Gudrun Doll-Tepper/Erika Schmidt-Gotz, Inklusiver Schulsport – Zum gemeinsamen Unterricht von Kindern mit und ohne Behinderungen in der Grundschule, in: Werner Schmidt (Hrsg.), Zweiter Deutscher Kinder- und Jugendreport. Schwerpunkt Kindheit, Schorndorf 2008.

¹⁹ Vgl. Dietrich Kurz, Der Auftrag des Schulsports, in: Sportunterricht, (2008) 7, S. 211–218.

²⁰ Vgl. G. Hölter (Anm. 16), S. 18.

Mannschaftsmitglieder eine intellektuelle Beeinträchtigung vorgetäuscht hatten. Nach diesem Skandal wurde der Internationale Sportverband für Athletinnen und Athleten mit geistiger Behinderung (INAS-FID) seitens des Internationalen Paralympischen Komitees (IPC) von den Spielen ausgeschlossen.

Bei den Paralympics 2012 in London werden in den Sportarten Leichtathletik, Schwimmen und Tischtennis wieder Sportlerinnen und Sportler mit intellektuellen Beeinträchtigungen an den Start gehen, wobei in Fachkreisen die Diskussion um den Nachweis des Grades einer geistigen Behinderung anhält. So schreibt der Weltverband INAS-FID ein umfangreiches Registrierungsverfahren vor, um zu verhindern, dass Menschen ohne Behinderung an Sportveranstaltungen für Menschen mit intellektuellen Beeinträchtigungen teilnehmen. Das Verfahren sieht einen IQ-Test, ein psychologisches Gutachten sowie den Nachweis über den Eintritt der geistigen Behinderung vor dem 18. Lebensjahr vor. Als problematisch ist in diesem Zusammenhang zu werten, dass hinsichtlich der Definition von geistiger Behinderung kulturelle Abhängigkeiten bestehen, denen das vom Weltverband durchgesetzte Registrierungsverfahren nicht gerecht wird.

Generell bleibt festzuhalten, dass sich der Leistungssport mit Veränderungsprozessen, die Inklusion überhaupt erst ermöglichen, eher schwertut. Die Umsetzung so mancher – im Sinne des inklusiven Ansatzes durchaus gerechtfertigten – Forderung (etwa nach einer grundsätzlichen Öffnung der Olympischen Spiele für Athletinnen und Athleten mit jeglicher Art von Behinderung) scheint zumindest aktuell utopisch. Nicht unerwähnt bleiben darf jedoch die Tatsache, dass auch auf der Ebene des Leistungssports durchaus Erfolge zu verzeichnen sind, die inklusive Tendenzen aufzeigen. So haben in der Vergangenheit immer wieder vereinzelte Sportlerinnen und Sportler mit Behinderung an den Olympischen Spielen teilgenommen, wie etwa die zu Beginn genannte Schwimmerin Natalie du Toit.

Langer Weg zu inklusiven Sportstrukturen

Während in Deutschland die Sportstrukturen fast ausschließlich von Segregation ge-

prägt sind, setzt man sich in anderen Ländern wie beispielsweise Kanada und Großbritannien schon seit rund 20 Jahren auf der Organisationsebene mit dem Thema Inklusion auseinander.¹ So wurde in Kanada Anfang der 1990er Jahre von der Dachsportorganisation Sport Canada als *top-down*-Strategie die Devise ausgegeben, dass der Zuständigkeitsbereich der einzelnen Sportfachverbände von nun an den Behindertensport einschlieÙe. Bei Nichteinhaltung drohten den Verbänden finanzielle Sanktionen. Folge der gleichberechtigten Einordnung von Sportlerinnen und Sportlern mit und ohne Behinderung in denselben Sportverband sind gleichwertige finanzielle Fördermaßnahmen sowie – dies zumindest im Falle von Mitgliedern der britischen Paralympics-Mannschaften – gleichwertige Prämien nach Medaillengewinnen.

Das Ausmaß des Kontaktes zwischen Nationalmannschaftsmitgliedern mit und ohne Behinderung, begünstigt durch gemeinsame Trainingslager und Meisterschaften, differiert zwischen den einzelnen Sportarten jedoch mitunter erheblich. In Deutschland bestehen nur in Ausnahmefällen wie in den Bereichen Reiten, Rudern und Schießsport auf der Leistungssportebene Kooperationen mit dem jeweiligen Nichtbehindertensportverband. So wartete der Schießsport im Januar 2011 mit einem Novum im deutschen Sport auf: Gemäß einem Beschluss des Gesamtvorstandes des Deutschen Schützenbundes darf die Paralympics-Siegerin Manuela Schmermund, die im Rollstuhl sitzt, in der Bundesliga gemeinsam mit „Fußgängern“ starten.

In Deutschland ist eine sportartspezifische Zusammenführung von Behinderten- und Nichtbehindertensport in den Spitzenverbänden derzeitig undenkbar, was in erster Linie auf die ablehnende Haltung von Verantwortlichen aus dem Nichtbehindertensport zurückzuführen ist. Um hier ein Umdenken zu bewirken, ist ein grundsätzlicher Mentalitätswandel vonnöten. Bedauerlicherweise wird der Behindertenleistungssport von vielen Funktionären aus dem Nichtbehindertenleistungssport als nicht gleichwertig eingestuft.

Abschließend bleibt zu konstatieren, dass das Thema „Inklusion im Sport“ ein überaus komplexer Sachverhalt ist. Dies liegt erstens am Vorhandensein diverser, sehr unterschiedlicher Behinderungsarten, zweitens an den unterschiedlichen Handlungsfeldern des Sports. Während auf der Ebene des Breiten- und Freizeitsports durch langjährige Erfahrungen im Bereich des Integrationssports der Weg zur Inklusion in mancher Hinsicht zumindest weniger holprig ist, liegt die flächendeckende Umsetzung des Inklusionsgedankens auf der Ebene des Leistungssports in weiter Ferne.

Für die Ebene des Schulsports sind hingegen wohl die mit am günstigsten Voraussetzungen für inklusive Bestrebungen auszumachen. Die Pädagogik der Vielfalt hat spätestens seit den Befunden der ersten PISA-Studie Hochkonjunktur. So gilt es, sich in der (Sport)Lehrerbildung zukünftig intensiv mit dem in einem inklusiven Klassenverband auftretenden Phänomen Heterogenität auseinanderzusetzen, um den Forderungen der völkerrechtlich verbindlichen UN-Konvention gerecht zu werden – und Behinderung bzw. Befähigung ist nur eine von vielen Heterogenitätsdimensionen.

Auf der Ebene des Breiten- und Freizeitsports bestehen, wie beschrieben, zwar schon seit Jahrzehnten integrative Sportangebote, jedoch impliziert der inklusive Ansatz, dass prinzipiell jeder Sportverein sein Angebot auf die Bedürfnisse und Voraussetzungen aller Gesellschaftsmitglieder in all ihrer Vielfalt abstimmt. Die Umsetzung dieser Forderung scheidet bislang zumeist unter anderem an fehlender Zugänglichkeit zu den Sportstätten, mangelnder Qualifikation der Übungsleiterinnen und -leiter sowie nicht zuletzt an den vorhandenen Berührungspunkten der Verantwortlichen im Bereich des Nichtbehindertensports. Der Zugang zum Sportverein „um die Ecke“ bleibt auf diese Weise Menschen mit Behinderungen verwehrt. Die eingangs geschilderten, ermutigenden Szenen sind somit wohl noch als Paradebeispiele einzustufen.

¹ Vgl. zum Folgenden Sabine Radtke/Gudrun Doll-Tepper, Ist-Analyse von Talentsichtung und -förderung im Behindertensport in den deutschen Landesverbänden und im Ausland (Pilotstudie), Bonn 2010.

Anm. d. Red.: Zum Thema Menschen mit Behinderung siehe auch die APuZ, (2010) 23, online: www.bpb.de/files/VFM4HO.pdf (8. 4. 2011).

APuZ

Nächste Ausgabe

20–21/2011 · 16. Mai 2011

Organspende

Sabine Müller

Wie tot sind Hirntote? Alte Frage – neue Antworten

Christian Lenk

Mein Körper – mein Eigentum?

Eckhard Nagel

Geschichte der Organspende

Ellen E. Küttel-Pritzer · Ralf R. Tönjes

Tierorgane und Gewebezüchtung als Alternativen?

Ingrid Schneider

Kann ein regulierter Organmarkt den Organmangel beheben?

Anna Bergmann

Organspende: eine ethisch-soziale Pflicht?

Dominik Groß

Zum Wandel im Umgang mit der menschlichen Leiche

Herausgegeben von
der Bundeszentrale
für politische Bildung
Adenauerallee 86
53113 Bonn



Redaktion

Dr. Hans-Georg Golz
Dr. Asiye Öztürk
Johannes Piepenbrink
(verantwortlich für diese Ausgabe)
Anne Seibring (Volontärin)
Telefon: (02 28) 9 95 15-0
www.bpb.de/apuz
apuz@bpb.de

Redaktionsschluss dieses Heftes:
8. April 2011

Druck

Frankfurter Societäts-Druckerei GmbH
Kurfürstenstraße 4–6
64546 Mörfelden-Walldorf

Satz

le-tex publishing services GmbH
Weißenfelsstraße 84
04229 Leipzig

Abonnementservice

Aus Politik und Zeitgeschichte wird
mit der Wochenzeitung **Das Parlament**
ausgeliefert.

Jahresabonnement 25,80 Euro; für Schüle-
rinnen und Schüler, Studierende, Auszubil-
dende (Nachweis erforderlich) 13,80 Euro.
Im Ausland zzgl. Versandkosten.

Frankfurter Societäts-Medien GmbH
Vertriebsabteilung **Das Parlament**
Frankenallee 71–81
60327 Frankfurt am Main
Telefon (069) 7501 4253
Telefax (069) 7501 4502
parlament@fs-medien.de

Nachbestellungen

IBRo
Kastanienweg 1
18184 Roggentin
Telefax (038204) 66 273
bpb@ibro.de
Nachbestellungen werden bis 20 kg mit
4,60 Euro berechnet.

Die Veröffentlichungen
in **Aus Politik und Zeitgeschichte**
stellen keine Meinungsäußerung
der Herausgeberin dar; sie dienen
der Unterrichtung und Urteilsbildung.

ISSN 0479-611 X

Sport und Teilhabe

APuZ 16–19/2011

- Daniel Küchenmeister · Thomas Schneider*
3–8 **Sport ist Teilhabe!**
Sport hat das Potenzial, als Motor gesellschaftlicher Prozesse darauf hinzuwirken, dass Teilhabe für immer größere Teile der Bevölkerung realisiert werden kann. Dieses gilt es zu entdecken und zu fördern. Entscheidend ist aber, dass sich der Sport selbst den gesellschaftlichen Aufgaben stellt.
- Jürgen Mittag*
9–14 **Sport und Protest**
Anhand einzelner sportbezogener Konflikte in Geschichte und Gegenwart werden die vielfältigen Zusammenhänge zwischen Protest und Sport exemplarisch beleuchtet. Die Fallbeispiele zeigen, dass die Proteste ihre Impulse aus den unterschiedlichsten Motiven – sowohl mittelbar als auch direkt sportbezogen – beziehen.
- Daniela Schaaf · Jörg-Uwe Nieland*
15–20 **Medienpräsenz von Sportlerinnen – Emanzipation oder Sexualisierung?**
Zwar haben Personalisierung und Selbstinszenierung die Bekanntheit von Sportlerinnen gesteigert, aber die medial transportierten Bilder über Frauen verfestigen die Geschlechterstereotypisierung. Die Sexualisierung des Sports unterläuft eine aus emanzipatorischer Sicht notwendige Überwindung der Geschlechterdifferenz.
- Nina Holsten · Simone Wörner*
21–26 **Frauenfußball – zurück aus dem Abseits**
Die Geschichte des Frauenfußballs zeigt, dass Spielerinnen mit unterschiedlichsten Klischees konfrontiert wurden. Ob „Suffragetten“ und „Mannweiber“ oder die schönen Frauen, die zur WM 2011 einen „emotionalen und schönen“ Fußball spielen, geht es immer noch um den männlichen Blick auf einen Sport von Frauen.
- Gertrud Pfister*
27–32 **200 Jahre Turnbewegung – von der Hasenheide bis heute**
Viele mögen die heutige Sportkultur für selbstverständlich halten, der Blick in die Vergangenheit zeigt jedoch, dass die Bewegungskultur ein Spiegel der jeweiligen Gesellschaft ist und sich mit ihr wandelt. So hat auch das Turnen in seiner 200-jährigen Geschichte seine Normen und Intentionen verändert.
- Sabine Radtke*
33–38 **Inklusion von Menschen mit Behinderung im Sport**
Die flächendeckende Umsetzung des Inklusionsgedankens in allen Handlungsfeldern des Sports liegt in weiter Ferne. Mit der im Jahr 2009 erfolgten rechtsverbindlichen Verankerung der UN-Behindertenrechtskonvention in Deutschland ist der Sport gefordert, entsprechende Veränderungsprozesse einzuleiten.